

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kreis	217
Rudolf von Kumbow. Von Elisabeth von Jagel	232
Julius Romains. Von Otto Grautoff	236
Papsttum und Deutschtum. Von Karl Zentisch	239

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8, Französischestr. 14.**
Kapital: 5 Millionen Mark
 Eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Befehlzung zu
 regelmässigen Zinsflüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
9—1 Uhr.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 Restaurant im vornehmsten Stil
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. **Friedrichstrasse 67,**
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



Continental
 bester
Pneumatic

Mädler's Patent-Koffer
 Reise-Artikel **Hochfeine Lederwaren**
MORITZ MÄDLER
 Leipzig Berlin Hamburg Frankfurt a. M.
 Petersstr. 8 Leipzigerstr. 101/2 Neuerwall 84 Kaiserstr. 23
 Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 14. August 1909.

Kreta.

„Ich wäre dafür, Kreta den Griechen zu geben.“
(Bismarck 1879 zu Otto Ruffell)

Wird endlich Sommer? In den Zeitungen, außer Luftschiffschwatz, fast nur noch Kreta. Und die Sache wird wieder behandelt, als ob sie von vorgestern wäre. Seltsam. Nehmen die Schreiber an, daß ihr Publikum, *sicut deus*, Alles wisse und nichts vergessen habe? Oder ist das Geschlecht der tüchtigen Zeitungsmänner ausgestorben, die sich auf die Hosen setzten und mit ihrem Hirn auf den Grund zu kommen suchten, ehe sie über ein Politikum schrieben? Heute wird in den meisten Blättern Alles behandelt, als ob es aus der vorigen Woche wäre. Ueber Kreta giebt's doch eine ansehnliche Literatur; in drei zugänglichen Sprachen: von Höck und Spratt bis auf Driault und die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften unseres Großen Generalstabes. Das könnte der Zuständige in zwei Tagen durcharbeiten; und dann halbwegs sachkundig mitreden. Die kretischen Seeräuber wurden zuerst vom römischen Imperator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unterworfen. Dem entreißen die Araber die Insel des Minoömythos. Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, den als schon alternden Soldaten die süße Dirne Theophano, des lakonischen Schankwirthes unersättliche Tochter, auf das vom zweiten Romanos leergelassene Lager gelockt hat, den Islam in den Staub. Als Nikephoros, das Kreuzzepter in der Rechten, in der Linken die Akakia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Hauptstraße von Byzanz schreitet, ist der Siegbinger Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Hält, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind,

den Genuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechenaufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt über Capo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Enthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen geführt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Ionischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zaren Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und muß sich gegen den pariser Versuch einer revanche pour Sadowa rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen ihnen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Kumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869 verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheodorij und Wehemed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und sind ihrer Sache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „Etwas für Griechenland thun“, den Sultan aber nicht zum Verzicht auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Bali) ein christlicher Adjunkt (Muhawir) beigeordnet, ein Theil der Landes Einkünfte für öffentliche Arbeiten reservirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 31 Musulmanen zusammenzusetzende Rationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathen soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn sie in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kretischen Parlamentarismus zur Posse. Der Bali bleibt Insulartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer forshow geschaffenen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach neuen Aufstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiter reichender Macht ausgestattet. Den Kretern geht's jämmerlich. Unter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1895 einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha). Ungern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen, ob der Rumi auf der Insel herrschen, ein Christ als Bali mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren solle, finden sie im Yildizpalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der vom Bali un-

abhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der dem Islam verhaßte Mann von Lurkhan Pascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische Konsularkawaffen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer geht durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten sind die Türken unantastbar; im Gebirg befiehlt die Epitropie, deren Banden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht niederzuringen sind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die „Schwesterinsel“ leuchtend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weinachtwoche des Jahres 1895 schreibt Herr Bourée, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft der Republik), König Georg habe ihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen.“ Der kluge Paul Cambon (der Bruder des jetzt bei uns akkreditirten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher Entwicklung. Schon kämpfen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen aufstehen und die Raserei dieses Nationalismus Makedonien ergrift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrnis zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmachhaftes aus der trüben Fluth. Berowitsch Pascha, der Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Annahmung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Rumi ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtspflicht der Großmächte, die griechische Staatsprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die Interessen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kretischen

Rebellen. Kommt's zum Türkenkrieg gegen Neuhellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von dem bittenden, warnenden Wort der Botschafterkonferenz erweichen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, als besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit der Konsularkommission von Kanea reorganisiert. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Tubel in der kretischen Christengemeinde. „Lasset uns, die wir Kinder des selben Landes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessiert sind, den alten Hader für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen.“ So steht's in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Die Diplomaten rösteten sich am Gefühl ihres Erfolges.

Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regieren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue Finte. Um die Insel zu „beruhigen“, schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Kanea. Der Wali, die Konsuln, die katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen geschleucht. Auf der Brandstatt fehlt's an Brot; nicht ein Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Ueberlebenden flüchten ins Gebirg, hissen die Griechensfahne und beschwören die Brüder in Hellas, die Insel zu annektiren. Delijannis verliest im athenischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnungslose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. Ein Panzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflotte die in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sechzehnten Februar 1897 landet Oberst Baffos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenherrschaft zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Britte Gladstone schon vorher einen Mörder, der Franzose Bandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen

und kretischen Märtyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt, die seit den Kreuzfahrttagen auf Europas Gewissen lasten. Wie ein Sauferausch gehts durch Griechenland; und das Häuflein der Ruchternen wird überheult. Daß die Balkanrivalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter flieht als die Haemusvögel, läßt Alexander von Serbien nach Sofia kommen und verabredet mit ihm, was zu geschehen habe, wenn die Griechen nach Makedonien vordrängen. Das Sammlungsministerium Simitsch erklärt, bei jeder Aenderung des *status quo* müsse auch Serbien Konzessionen fordern. Schon glimmt in Makedonien. Schon heßt der Sultan Albanesenhorden gegen die Griechengrenze. Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt in Konstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter der Oberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich mit diesem Erfolg zu bescheiden und die Truppen zurückzuziehen. Hanotaux schließt sich diesem Vorschlag an und sagt in der Kammer: „*La Crète va être remise en dépôt par le sultan entre les mains de l'Europe et jouira désormais d'une administration autonome sous la suzeraineté de la Porte.*“ In Berlin wird der internationalen Politik vom Kaiser die Richtung gewiesen. Vereilt, als er von dem Griechenvorstoß gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem Marquis de Noailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus, die ganze Hellenenküste bloßiren; Europa dürfe ein Volk nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdtheiles gefährdet habe. (Wie Lage danach ruft er die Märker zum „Kampf gegen den Umsturz“ und spricht den unvergeßlichen Satz: „Dieses Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich, verdanken und in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Rathgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber Alle Handlanger seines erhabenen Willens waren, erfüllt von dem Geist dieses erhabenen Kaisers.“) Griechenland soll seine Truppen zurückziehen. König Georg möchte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich, wenn er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen der Autonomie etwa besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christlichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse die Inselaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, ob griechisch werden wollen. Vorher darf Bassos die Insel nicht verlassen.

Britanien hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Sudan wichtiger als das Gefirbel am Strand des Aegeermeeres. Vielleicht läßt sich doch irgend ein Vortheil heraus schlagen. Die Großmächte blokiren die kretische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna) zu hindern, und schicken selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; und Salisbury findet, das für den Christenschutz Nöthige sei auch von zwei Mächten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen England, Rußland, Deutschland, Oesterreich Soldaten im Archipelagos halten? Seit Karl Martel bei Poitiers die Araber schlug, seit Karl der Große von Harun al Raschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der Westländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Republik (die schon Gambia gewarnt hatte, aus der Kirchenfeindschaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Carnot und Goblet, das Vorrecht ihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordostafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardinals Lavignerie, des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lesebvre de Béhaine, der im Vatikan Frankreich vertrat, hat dem Papst damals ins Gedächtniß gerufen, was die Römische Kirche seit den Tagen des Heiligen Ludwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am Quai d'Orsay für die wirksame Wahrung des Katholikentums der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei. Und Leo hat in der Encyclica *Aspera rerum conditio* alle Missionare angewiesen, in Nothfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orientprotektorat auf unzerreißbaren Verträgen beruhe. Wer im Erdosten der Hort der Christenheit sein will, mag auch auf Kreta für die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas die Insel besetzen. Wohlaußgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so verwünscht geübt, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Frankreich auf Kreta: keine pariser Regierung darf den Briten dann das Recht zur Okkupation Egyptens bestreiten. Das sieht Chanotaux ein und lehnt drum den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heißt in der Proklamation der vier Geschwaderkommandanten) steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die Rebellen steigen von den Bergen und ringsum ist Ruhe.

Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und zu thun, als habe sich wirklich nur um Christenschutz und Autonomie gehan-

delte, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel Geld gekostet, das Budget ist in Unordnung und nur ein sichtbarer Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Gefahr hitziger Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn er allein sich der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte. Wir Griechen dürfen nicht auf Kreta bleiben? Die Großmächte sperren die Häfen, halten die Insel besetzt? Die Enkel der Philhellenen, die Landeute Byron's vornan, führen heute das Türkengeschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phönixeremporium können wir ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien dem Islam beweisen, daß Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, den schon der Name zum Kreuzzugshelden praedestiniert. Vorwärts! Deus lo vult! So tobt's durch die Straßen von Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Triens Zeit, bei den stärkeren Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zweiundzwanzigsten März haben die Admirale zu Ruhe und Frieden gemahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch neue Armeniermorde gereizten Christen in der Moschee von Skutari ein Schwein, malen mit dem Blut des Thieres Kreuze an die Mauern, hängen den Kadaver über die den Betern geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und lassen ihn in der Mitte des Tempels thronen. In wölfischer Wuth heult der Musulman am nächsten Morgen auf. Ein Gewimmel wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft über die Gräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erde. Der Versuch, die Unruhen lokal zu begrenzen, mißlingt. In Angora und Iosot, in Adana und Caesarea kommt's zu ähnlichen Konflikten. Edhem Pascha steht mit hundertfünfzigtausend Mann an der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nicht blinde Diplomat sagt die Hellenenniederlage voraus und Gambon beschwört seinen Kollegen Mawrocordato, in Athen alles zur Vermeidung solchen Schlags irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwarten, gegen die Uebermacht aufkäme, wäre für Griechenland nichts zu hoffen; die Balkanflaven sind mobilisirt und die Großmächte haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so freilem Beginnen unter keinen Umständen Gewinn ziehen. Alles umsonst. Zwei Fanatismen wüthen wider einander; zwei Dynastien fechten für das Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten April überschreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach suchen andere in Thrakien dem Türkheer die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Die Hohe Pforte läßt feststellen, daß diese Banden zum größten Theil aus griechischen Soldaten bestehen, von

griechischen Offizieren geführt werden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; für die unter dem Halbmond seufzenden Griechen werden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (die zum ersten Mal ein Orienthandel vereint).

Rühren die Balkanlaven sich nicht? Ferdinand wäre kein echter Koburger, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, dem Land ihrer Zukunftshoffnung, drei neue Bisthümer und für den Wilajet Monastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu gründen und nach Uesküb, wo bisher ein griechischer Metropolit saß, einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glück probiren... Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung ist das Griechenheer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohnmächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausend Mann die vierzigtausend des Pompejus schlug, flieht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und Taktik der preußische General Grumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Bolos; am zehnten stehen die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othrys. Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türken Sieg bei Tyrnawos in wildem Aufruhr. Soll es, im Angesicht des Feindes, die Schrecken einer Commune nach pariser Muster erleben? Georg, der für seinen Thron zittert, hat, wie Könige in Nothen gern thun, einen Brügelnaben gesucht; und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinaufbrüllenden Pöbelmuth als Opfer hingeworfen und im Ministerpräsidium durch Rhallis ersetzt. Einen Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf anbietet und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Enttäuschung. Rhallis besinnt keine Heroenleistung, sondern sucht rasch zu retten, was noch zu retten ist. Und die patriotische Leidenschaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Gallme-rayer meinte, als Slavenprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Slaven, Albanesen, Kleinasiaten ererbte Blut dem brachykephalen Südslaventypus näher als dem Urbild altheilenischer Kraft gebracht worden sind), fühlt sich schnell, als die Türkenraube die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa hilft wieder. Geißt zunächst aber die Rückberufung des Ober-

sten Waffens stillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am achtzehnten Mai erklärt die athenische Regierung sich dazu bereit. Am einundzwanzigsten giebt der von den Boten bestürmte Sultan den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der letzte griechische Soldat vom Kretischerstrand in den Kahn; wird die letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet. Griechenland ist ruhmlos besiegt. Doch die einst von Phokas eroberte Insel ist frei.

Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifiziert. Griechenland muß sich zu einer Kriegsschädigung von fünfundsiebenzig Millionen Mark verpflichten, auf einige Konsularrechte verzichten, eine den Türken günstige Regulierung der thessalisch-makedonischen Grenze hinnehmen und seine fränkische Finanzwirtschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrollkommission unterstellen. Denn die Gläubiger des griechischen Staates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zinskoupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem ehrgeizigen Delianis die ersuchte Gelegenheit, sich an Georg und an Rhallis zu rächen. Seine Rüge-rede bestimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages. Rhallis muß dem Kammerpräsidenten Zaimis den Platz räumen. Am achtzehnten Dezember wird der (vierzig Tage vorher mit der endgültigen Unterschrift der Türken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, Kronprinz Konstantin fast zum Operettengeneral herabgesunken. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der verlorenen Volksgunst zurückzuerobern. Dem König hilft ein Attentat, das seiner Presse erlaubt, ihm die übliche „Unerschrockenheit“ nachzurühmen, dem Kronprinzen eine Denkschrift, die ohne Verschönerung der Schwäche die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate vorher hat Panotaux im Palais Bourbon gesagt, einstweilen („pour le moment du moins“) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätteman in Athen diese Unmöglichkeit erkannt und die Gewährung der Autonomie als einen Erfolg hellenischen Ruhens frisiert! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundert Wunden; der Weg nach Makedonien ist von Ferdinand verrammelt; das Balkan-Slaven-thum gegen den Hellenismus gewaffnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet der Französischen Republik an, einen ihrer Generale zum Wali zu machen. Noch aber sieht der Franzose in den Briten die Danaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt das londoner

Angebot ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? Ein Belgier, Schweizer, Luxemburger; aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beauftragter Ausschuh der Nationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaften der Verwaltung fernzuhalten gesucht. Doch in den Hauptstädten sind noch türkische Garnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanenmuth. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verrötheln unter Türkenstreichen. Zornige Beschwerden im Wildizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Faure aus Nikolais Mund endlich die Anerkennung des franko-russischen Bündnisses gehört. England muß, nach Kitcheners Sieg bei Omdurman, auch am Bosporus zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan giebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. Und drei Tage vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg von Griechenland die Regierung.

Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; ein Jahr nach dem Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Setzt ist die Insel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart. Frei! Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen dreiundzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: „La Sublime-Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le règlement organique de 1868, en y apportant les modifications qui seraient jugées équitables.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser Gewissenspflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen Schlaueit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdrund der Islam wie einen neuen Lenz bejauchzt? Nachdem ein deutscher Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins („eines der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte“) genannt, ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habe das Recht, das Osmanenreich zu zerstückeln? Der Mann der Armeniermorde und der thessalischen Siege braucht nichts zu fürchten. Lebt in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sultan. Ist der glorreiche Padischah, der große Khalif, der dem Islam zu neuer Blüthe hilft. „Den Gläubigen, von denen er den Blick lange abgewendet hatte, läßt der Herr Mohammeds endlich nun wieder sein Antlitz leuchten; die Zeit harter Prüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum Vormarsch giebt.“ Auf allen Märkten, in allen Kaffeeschänken des Halbmondbereiches leimt über Nacht solche Zuversicht. Rag Georg getrost in Kanea thronen, Europa wädhnen, die

Insel sei ihm „remise en dépôt“: Kreta bleibt dem Grobsherrn. Griechenland ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Deltjannis, Theotokis, Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform einigen; und bietet, als Michailowitsch in Makedonien das Feuer schürt, dem Sieger von Larissa Weisland gegen die Komitatschi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von Kreti und Pleti nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht diskutirbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und Georgewitsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma geschlossen, die griechische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowiza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schielt nach Albanien und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türkenerbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschloße, müßte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengesträuh kneten? In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Idyll so fern wie Birmingham der Utopia des Morus. Wenn auch der Balkan zu einer reichlichen Rente abwerfenden internationalen Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, muß man mit Zwietracht, Sektensetztlung und Vandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Roi Très-Chrélien, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Mag Christenblut in rothem Strom fließen, mögen ganze Stämme von islamischem Fanatismus ausgerodet werden: die „Integrität des Osmanenreiches“ bleibt Europas Lösung. Das weiß der Türke; und thut, vor solcher Zagheit, auch auf Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, grinsend nur, was ihm das Rasseninteresse befiehlt.

Der Philhellenismus lebt nicht wieder auf; alle Theaterkünste der neuen Athener bringen die Stimmung von Mesolongion nicht mehr zurück. Europa sieht in den Korinthenhändlern, die bei Larissa so hastig auskragten, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die seit den Tagen des Xerxes tapfer gegen Barbarengewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Mischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets besonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisch: Ihr habt allzu große Rosinen im

Sack. Das geben sie natürlich nicht zu. „Nur uns Griechen haben die großen Sultane seit des zweiten Mohammeds Zeit als eine Nation anerkannt und geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Erhaltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über die Kirche. Was die Türken den Slaven bewilligt hat, war mit unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die Anerkennung des Exarchates und der Krieg vom 1897 sichert den Bulgaren drei neue Bischofsitze. Die Zunge trägt. Unzählige Bauern, die einen slavischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer Abstammung und in ihrem Herzen Griechen; diese slavophonen Hellenen müßt Ihr uns zurechnen. Mußten wir nicht in Makedonien und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren? Durften wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis auf Afritas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unwerth sind wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinenpreises gelte unsere Haupt Sorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegen Türken und Bulgaren gekochten, haben oft genug ihren Drang gehemmt; und werden nicht ruhen, bis kein Christ in Europa mehr einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alle Reformversuche müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen, fruchtlos bleiben, so lange der Musulman, des Christen unbefehrbarer, unverbesserlicher Feind, in unserem Erdtheil haust.“ Pompös tönende, Wunder verheißende Sätze. Hätten nur die Griechen nicht in jeder Schicksalsstunde schmählich versagt! Selbst im Lande der Cochrane, Church, Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch Begeisterung. Während das Haupt des der dänisch-glücksburgischen Hellenendynastie nah verwandten Hauses Holstein-Gottorp seinen Krimpalast für den Empfang des Sultans bereitet (und nicht daran denkt, die graeko-slavischen Glaubensbrüder zur Eroberung Kretas zu ermutigen), überlegt Sir Edward Grey still, wie er seiner Heimath die kretische Sudabai, die vorletzte Etape auf dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den Indischen Ozean, erwerben könne. Das, stand hier im Juni, „wäre zu erreichen, wenn die Schugmächte ihre Trüppchen aus Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichen Inselanern so das Zeichen zu offenem Aufruhr gäben. Möglich, daß man in Cowes dazu rath. Ein turko-griechischer Krieg, dem der Lüftern nach Makedonien lugende Bulgarenzart sicher nicht müßig zusähe, böte einem Britengeschwader den billigsten Vorwand zur Landung in der Sudabai. Das nur von hellenischer Wehrmacht noch geschützte Eiland wäre eine von der listigen Britannia leicht zu erraffende Beute. Nur wird Sir Edward Grey kaum Lust haben, auch das Odium dieses unabsehbaren Handels auf sich zu nehmen. Großbritannien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe

Indien zu halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des mit Japan äugelnden Islam hüten.“ Also auf einem Umweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Osmanenregierung, vor dem Argwohn des in Saloniki tagenden jungtürkischen Jakobinerklubs als Friedensanwalt für den status quo und die ungefehmälerte Suzerainetät des Sultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blasbälgen an der Küste des Aegeusreiches das Feuer anfachen. Eine stark armirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man einen beträchtlichen Einsatz riskiren. Und wenn Hilmi Pascha, der nicht, wie Kiamil, nur auf Britenstimmen hört, von dem Diktatorengelüsten des Jungtürkenkomitees beseitigt würde, brauchte über dem Foreign Office keine Trauerfahne zu wehen. Kreta türkisch: wer weiß, was da unten noch werden mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta griechisch: Schwächung der neuen Türkei und Erleichterung britischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, daß der Philhellenismus darin heute noch ein zählenswerther Faktor ist.

Die Kreter sind ungeduldig geworden. Welcher unbefangenen Urtheilende wiß ihnen verargen? Vor fünfzig Jahren verheißt Gortschakow, damals so ziemlich der in Europa mächtigste Mann, ihnen die Freiheit (die sie nur unter der Hellenenflagge finden könnten). Zwanzig Jahre danach sagt Bismarck, der in drei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat (und sich bei bülowischer Selbsteinschätzung just in diesem Jahr wohl für den arbiter mundi hielte) zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thesalien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungsfläche befreit und auf der Glendinsel könnte die säkulare Mißwirthschaft enden. Paul Hatzfeldt, der, wie noch heute leider mancher in Berlin Maßgebende, glaubt, eine starke Türkei müsse den Briten gefährlich, eine schwache ihnen allzu bequem werden, schüttelt freilich das Haupt und ist mit dem Chef wieder einmal gar nicht einverstanden. Doch die Kreter haben das Wort des Deutschen Reichskanzlers, der dem Orient fast schon ein Mythosheld ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Panotaur, daß ihr Wunsch zwar noch nicht („pour le moment du moins“) erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechischen Generalgouverneur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf diese Formel. Prinz Georg ruft griechische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Heimath gegen den wühlenden Islam nichts auszurichten vermag; befeuzt die Schwierigkeit seines

Amtes, die Unmöglichkeit seiner Stellung und stöhnt am Quai d'Orsay auf: „Ich war den Kretern eine Hoffnung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Drenfuß.“ Da es nicht länger trägt, legt er sein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als *Altesse Impériale* ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der Mann des bloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg befreundet und auf sichtbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nur einen feisten Schatten über sich hatten). Jetzt muß den Kretern sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trägt die Hoffnung nicht. Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Georgs Platz zu setzen, überredet er den König und die Russen zur Einwilligung. Bald auch zu dem Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutzmächte die Insel nicht mehr „in Depot“ haben wollen. Hellaß jubelt. Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Neid und Sehnsucht auf Ostrumelien, Bośniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Verfassung anzuerkennen, der sie seit zehn Jahren die Sanktion weigert; darf nicht neue Banden waffnen, als die Nationalversammlung erklärt, Kreta gehöre fortan unlöslich zu Griechenland. Clemenceau hat sich jedesmal gefreut, wenn ein Felsen vom Leib des Großtürken gerissen wurde; war schon deshalb nicht gegen Lehrenthal und Franz Ferdinand mobil zu machen und stand im Verdacht, den Konferenzplan Bismarcks veröffentlicht und dadurch vereitelt zu haben. Für den europäischen Orient nicht ganz Eduards Mann; für das Ding, das am Aegeischen Meer gedreht werden soll, aber sehr gut zu brauchen. England wird höchst korrekt sein und in Pera und Athen für das Türkenrecht auf die umstrittene Insel sprechen. Frankreich in Athen und Kanea andeuten, daß man sich bei dieser Witterung schon ins Freiwagen könne. Die Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Sultanzerrain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Jahren heißt es aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksächzel, das an den Koran glaubt, zu neuer Rumiheide aus Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt unserm Geland die Freiheit. In Kanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehißt.

Ein Bißchen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Ministerpräsident und Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: „Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcassé. Zweitens brauchen wir Ruhe in Südosteuropa; sonst brennt eines Tages von der Adria bis an das Ionische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Glackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, die Osmanenschwächung nicht; und die entente cordiale wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Boden von unseren Freunden, den Briten und Russen, trennten. Zwar hat Clemenceau manchmal, unter vier Augen, geredet, als wünsche man in London, von der Thatfache der graeco-kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes *tête de linotte*; hat auch das internationale Geschäft nie gründlich gelernt. In Pera spricht Eduards Botschafter gegen die Annexion; und auf Korfu soll Wilhelm dem Schwiegervater seiner Schwester Sophie diplomatische Unterstützung zugesagt haben. Das muß genügen; über jeden Zweifel hinweg uns die Richtung weisen.“ Pichons *pia anima* ist in Bereitschaft, sich den anglo-russischen Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des *status quo* und Unantastbarkeit des Osmanenreiches. Die von Hanotaux in Umlauf gebrachte Formel. Ob der King damit zufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fetztpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Am Bosporus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. Die Hellenenflagge muß bis morgen vom Stock. Griechenland wird grob koramirt und stammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch die Anschlußerklärung je als gültig anerkannt. Und der Insel, die von Freiheit träumte, droht völlige Vertüfung.

Noch ist die Partie nicht ausgespielt. Sollen die Europäer wirklich, den Kreuzifixus in der Hand und sein Evangelium auf der Lippe, die Renaissance der Türkenmacht erleben? Weil England sich in Indien und am Nil nur halten kann, wenn der Islam sich in Europa sättigen darf und nicht gedrängt wird, die Stoßkraft ostwärts zu wenden? Marokko, Bosnien, Persien, Kreta: nur der Islam hat in diesen Jahren Unruhe gestiftet und den Erdfrieden bedrängt. Die wurzellosen, zu ernster Regierungarbeit unfähigen Jungtürken brauchen Ruhm: sonst verschlingt sie die Fluth. Wer jagt die Horde aus Europas Bezirk und hegt sie auf des Leum gierige Branten? Erst wenn das Germanenreich den Ruf des Gewissens hört und erkennen lernt, daß sittliche und politische Pflicht zur selben That mahnen, wird unter seinem Himmel endlich Sommer.

Rudolf von Renvers.

Enst zwanzig Jahre ist's her, seit ich Rudolf von Renvers zum ersten Mal sah. Im grauen, ungewissen Dämmerlicht eines frühen Herbstmorgens trat er bei mir ein. Mein kleiner Sohn war über Nacht jäh an hohem Fieber erkrankt. Ein Bekannter hatte mir zufällig vor wenigen Tagen (wir waren eben erst nach Berlin verzogen) die Adresse eines Arztes ganz in unserer Nähe, des Stabsarztes Dr. Renvers, gegeben und ihn mir warm empfohlen. Dorthin schickte ich gegen Morgen. Rascher als ich gedacht, war der Berufene zur Stelle. Eine sehr hohe, elegante Gestalt; über ein paar klugen, gütigen Augen eine mächtige Denkerstirn; markant geschnittene Züge; ein dunkler bis auf die Brust herabfallender Bart. Einen Augenblick stand ich unsicher vor ihm. Die Frage flog mir durch den Sinn: Ist Das nicht ein Irrthum? Wen hat mir der Diener nur gebracht? Das mag ein Künstler, Gelehrter, Diplomat oder Ministerialbeamter sein, aber kein Arzt. Der Fremde da vor mir zeigte so gar nicht den bekannten Doktortyp. Aber seine ersten Worte verscheuchten meine Zweifel. Dann trat er an das Bett meines Kindes und traf in seiner ruhigen und sicheren Art, von der es wie eine Welle der Beruhigung auf die Umgebung der Kranken hinüberfluthete, seine Anordnungen.

Seit dieser Morgenstunde ist Rudolf Renvers Jahre lang unser Hausarzt gewesen, dann auch der meiner Eltern geworden. Ich habe ihn in der Zeit, die nun dahinten liegt, oft, leider zu oft und zu lange, an dem Krankenlager der mir theuersten Menschen gesehen. Wenn ich heute über ihn, dem aus berufener Feder so manches ehrende Wort in Fachschriften nachgerufen ist, spreche, so geschieht es aus der Empfindung heraus: wer Rudolf von Renvers und seinem werthvollsten und tiefsten Sein gerecht werden will, darf in ihm nicht nur den für seine Kollegen vorbildlichen, bedeutenden Arzt, Diagnostiker, Kliniker und den Organisator in seinem moabit'schen Reich sehen. Man muß ihn als Patient gekannt oder an den Krankenbetten seiner Lieben geschaut haben, dort, wo uns jede unharmonische Note im Wesen des Arztes verlegt, wo man hundert feilliche Fühlfäden besitzt und hinter dem Arzt mit den von der Sorge geschärften Sinnen auch den Menschen und seine Wesensart spürt. Dort hat sich die Kraft seiner Persönlichkeit mir offenbart.

Feinfühlig errieth er Alles, was den Kranken stören oder schmerzen konnte. Wie behutsam dämpfte er beim Eintritt in das Krankenzimmer den festen Schritt, zwang den klangvollen Bariton seiner Stimme zu leiserm Ton, wenn er glaubte, daß die Nerven des Leidenden keinen lauten Ton vertragen! Ich, die nie seine Patientin war, aber seine Wirkung auf Kranke so oft beobachten konnte, habe ihn scherzend manchmal den Seelenarzt genannt und ihn gefragt, ob er die Schlange Moise unsichtbar bei sich trage, deren bloßer An-

blid heilt. Er quittirte mit einem leisen Wächeln darüber. Ein göltiges Geschick hatte ihn mit allen Gaben ausgestattet, die sich ein Arzt nur wünschen konnte. Er hatte vermocht, durch nimmer rastenden Fleiß und eine beinahe fanatische Hingabe an seinen Beruf sie auszugestalten, zur Vollendung zu bringen, und freute sich der suggestiven Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging. Sie unterstützte ihn wirksam bei seiner ärztlichen Kunst. Seine Kranken lebten von seinen Besuchen; sie freuten sich auf sein Kommen und harrten sehnsüchtig darauf. Trat er an ihr Lager, so erhellten sich ihre Mienen. Wie Erleichterung und Beruhigung glitt es darüber. „Man fühlt sich schon besser, wenn man ihn sieht“, sagten mir Manche. Sein Erscheinen hypnotisirte die Leidenden geradezu. Es erfüllte sie mit dem festen Glauben, er müsse ihnen Heilung oder doch augenblickliche Linderung bringen. Man kann sein Auftreten an Krankenbetten schwer in Worten schildern, denn er that nichts äußerlich Sichtbares, um diesen zwingenden Eindruck hervorzurufen. Keine Pose, keine Gesten oder großen Worte. Er untersuchte peinlich genau und ertheilte seine Vorschriften für die Kranken und Pfleger meist so sachlich und kühl, daß der göltige Untergrund seines Wesens kaum hindurchschimmerte.

Seelenarzt habe ich ihn genannt, weil er so wohlthätig auf die Gemüther wirkte; sie erst aufrichtete und mit neuem Lebensmuth erfüllte, ehe er den Körpern Heilung brachte. Er ist aber auch in einem anderen, noch höheren Sinn ein Arzt der Seelen gewesen. Ein tiefes Verstehen menschlicher Leiden war in ihm, ein intuitives Errathen, daß ihn das seelische Weh eben so schnell wie das körperliche diagnostiziren ließ. Er schien kaum dran zu rühren: und doch öffneten sich ihm die verschlossensten Herzen. Ein Fluidum ging von ihm aus, das zum Vertrauen zwang. Er besaß die ungemein seltene Gabe der Freundschaft im großen Stil. Einer Freundschaft, die in edler Selbstlosigkeit aus dem Reichthum seiner Persönlichkeit unendlich mehr gab, als sie selbst begehrte. Kein Patient hat, wenn er, auch in gesunden Tagen, auch nach langer Zeit, mit persönlichen Sorgen wieder zu Klenvers kam, vergebens an die Theilnahme des Arztes appellirt. Jedem gab der Vielbeschäftigte einen Rath, ein helfendes kluges Wort mit auf den Weg. Und wenn er einen Menschen schätzen gelernt hatte, trat er auch in dessen Abwesenheit männlich für ihn gegen Angriff und Verdächtigung ein.

Klenvers sah in seinem Berufe eine Kunst. Die köchste und verantwortungsvollste. In ihr zum Künstler zu werden, war sein Streben, es zu sein, der Stolz seines erfolgreichen Daseins. Mit einer leidenschaftlichen Hingabe erfaßte er Alles, was mit diesem Berufe zusammenhing. So lebt aus den ersten Jahren unserer Bekanntschaft eine Erinnerung in meinem Gedächtniß. Er behandelte meinen Mann an der Folgeerscheinung einer im Feldzug 70/71 erlittenen Schußverletzung, die den Leidenden für Wochen ans Bett und später

noch lange auf's Sofa bannte. Renvers pflegte meist abends, nach unserer späten Tischzeit, zu kommen. Oft blieb er neben dem Ruhbett meines Mannes bei einem Glas Roselwein und einer Cigarre ein Stündchen sitzen, denn seine Tagesarbeit lag hinter ihm und der Besuch bei uns, nah seinem Heim, war der letzte an diesem Tag. Lebhaft plauderte er über Politik, Tagesereignisse, Kunst, wie es die Stunde gab. So kam er öfter und länger vielfach zu uns ins Haus, als seine ärztliche Pflicht verlangte. Eines Abends wurde er mir unerwartet gemeldet. Er trat ein. Was war dem sonst so Gelassenen geschehen? Seine Züge strahlten in freudiger Bewegung. „Ich habe ja solches Glück heute gehabt“, rief er auf meine Frage. Und dann erzählte er in froher Hast, wie er heute früh bei einer Herzleidenden ganz in der Nähe gewesen sei. Er habe sie leidlich wohl verlassen. Jetzt, gegen Abend, sei er zufällig hart an ihrer StraÙe vorübergekommen und ein unerklärlicher Drang habe ihn bewogen, doch noch einmal bei ihr vorzusprechen. Er traf die Wärterin in rathloser Verwirrung, die Kranke selbst in einer gefährvollen Herzattacke, die ohne ärztliche Hilfe in wenigen Minuten zum Tode geführt hätte, gegen die dem Arzte aber die Wissenschaft wirksame Mittel liefert. Diese wandte er unverzüglich an. Und seinen Bemühungen gelang es, das fast schon entflohene Leben zurückzurufen und festzuhalten. „Sie wissen nicht“, rief er, „wie es ist, wenn man einen Menschen dem Tode im letzten Augenblick noch entreißt, durch sein Wissen zu entreißen vermag, weil man zur rechten Stunde zu ihm kam. Man fühlt sich so reich, so glücklich, so allmächtig in seinem Können! Ich komme eben von dort und ich mußte es einem Menschen mittheilen. Deshalb bin ich hier.“

Ähnliches habe ich noch oft von ihm vernommen. Nur kam es in den späteren Jahren abgeklärter und nicht mehr so impulsiv und übermüthig glücklich heraus. Immer lauter rühmte er die wunderbare Lebenskraft der Natur, immer leiser die ärztliche Kunst; er sagte, daß er in den verzweifeltsten Fällen oft gesehen, wie erstaunlich die Natur sich selbst helfe und wie er als Arzt dann diese verborgenen Kräfte nur gewähren lassen, vor dem Wunderwirken der Natur die Waffen strecken könne. Deshalb war er im Prinzip auch kein Freund chirurgischer Eingriffe. So sehr er in gewissen Fällen ihre Nothwendigkeit vertrat und selbst dazu rieth: oft sah er in ihnen eine allzu raue Verletzung des subtilen menschlichen Organismus.

Für Pseudokranke, die sich in allerlei imaginären Leiden gefallen und wichtig vorkommen, hatte Renvers keine Geduld. Es mochte wohl geschehen, daß er nur halb auf die breite Aufzählung all der vermeintlichen Schmerzen lauschte und diese Zerstreuung nicht ganz verbar. Er, der alles Unechte und Unwahre haßte, dessen ganzer Tag den Leidenden gehörte, empfand es als einen Raub an den wirklichen Kranken, wenn man seine Zeit mit hysterischen Klagen über erfundene Symptome in Anspruch nahm und von ihm verlangte,

er solle sie ernst nehmen. Daß er diese Auffassung manchmal leise durchschimmern ließ, entsprach der Gradheit seines Charakters, war aber vielleicht nicht weislich, denn er schuf sich Feinde. Solche in ihrer Eigenliebe verletzten Leute sind ihm und sein Können nie gerecht geworden.

Man sagte in den letzten Jahren von ihm, daß leichtere Krankheitsfälle ihn nicht mehr lockten, er ihnen oft nicht die nöthige Aufmerksamkeit zuwandte. Ich habe es, wo ich ihn an Krankenbetten sah, nie bemerkt. Und wenn der Tadel berechtigt wäre, hätte Kenoers diesen Fehler mit allen Großen auf jedem Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens getheilt. Einen, der die höchste Staffel in seinem Beruf, seiner Kunst erklomm, reizt das Leichte, mühelos Erreichbare nicht mehr, sondern nur das Schwerste, fast Unmögliche. Auch Rudolf von Kenoers war da am Stärksten, wo er Auge in Auge, in beinahe greifbarer Nähe, mit dem finsternen Senlenmann rang.

Vielen ist er ein Wohlthäter gewesen. Oft genug gab er seinen ärztlichen Rath umsonst. Er fand zartfühlend auch stets die rechten Worte, die dies Geschenk für den Empfänger zu einer Freude, nicht zu einer Demüthigung machten. Einst kam eine Lehrerin mehrmals zu ihm in die Sprechstunde. Als sie am Schluß der Konsultationen fragte, was sie ihm schulde, antwortete Kenoers: „Mein Fräulein, von einer Dame, die ihr ganzes Leben der Menschheit weihet, kann ich nichts nehmen.“ Sie selbst hat es erzählt. Und sie ist nicht die Einzige, die Solches kündet.

Mit tiefem Dankgefühl denke ich an ihn zurück. Zweimal hat uns Kindern seine Kunst die Mutter erhalten. Das vergißt sich nie. Noch in seinen letzten Tagen, als er schon, wie ich erst später erfuhr, mit qualvollen Schmerzen und Fieberanfällen rang und ich ihn in einer nicht ärztlichen ernstesten Sache zu sprechen wünschte, bestimmte er, der stets Rationale, mir für meinen Besuch eine frühe Morgenstunde. Ich ging hin und wartete wohl eine halbe Stunde. Das geschah sonst nie. Dann kam der Bescheid, er habe die ganze Nacht im Fieber verbracht und sei außer Stande, sich zu erheben und mich zu empfangen. Das war an einem Donnerstag. Ich habe Rudolf von Kenoers nicht mehr gesehen. Zwei Tage danach wurde er schwer leidend in die Klinik gebracht, wo er am Tag nach einer Operation (am zweiundzwanzigsten März 1909) die Augen für immer schloß.

Vor mir liegt eine verblaßte Photographie aus fernem Tagen. „Immer der Selbe!“ hat eine nun erkaltete Hand mit festen Zügen unter den Namenszug geschrieben. Ich lächelte damals, als ich diese stolzen Worte las. Wer will wagen, bis in alle künftigen Zeiten für sich, sein Wollen und Meinen einzustehen? Kenoers durfte so schreiben. Er hat die Worte wahrgemacht, die er einst unter sein Bildniß setzte: seinem Beruf, seinen Patienten und Freunden ist er bis an seinen Tod immer der Selbe geblieben.

Elisabeth von Igel.

Jules Romains.*)

Jährlich gegen des Sommers Mitte bittet ein Preisrichterkollegium, dem Antoine vorsitzt, die Pariser in das Odeontheater, um vor der Öffentlichkeit das Urtheil über die jüngste Dichtergeneration zu sprechen. Zahlreich drängt sich die Menge in das weite Rund des Theaters. Das Bewußtsein, durch ihr bejahendes oder verneinendes Wort einem Schaffenden die Schwungkraft zu stählen, ihn durch laute Mißbilligung zu lähmen, erfüllt jeden Horchenden mit bebender Erregung. Ein Rausch der Theilnahme glüht in Jedem, straft die Spannung der Menge. Nach jedem Gedicht kämpft draußen der Enthusiasmus mit wilder Empörung, bis die Begeisterungswellen obliegen oder der giftige Tadel die Zustimmung niedergißt. Man steigt auf die Bänke, ruft „Bravo“, schreit „Psui“; hin und wieder hört man auch eine schallende Ohrfeige durch den Saal knallen. Als ob das große Glück ausgefochten würde: so singen die Menschen mit einander. Die Menge erscheint wie ein Individuum, das sich einen neuen Gott sucht. Die Erregung scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Die Spannung schwillt zu einer verheißungsvollen Stille. „Jules Romains: An die Menge, die hier ist“, tönt es von der Bühne. Aller Augen glühen dem Gedicht entgegen. Der Regitator hebt an.

O Menge! Du bist Du im Rund des Theaters
und brüdest Dich, gesüßig den Mauern, ans Holzwerk.
Deine Mänge fliehn fort von mir, gleich einer Ebbe.
Du bist.

Dieses Licht, das mich einhüllt, ist Dein.
Du brütest die Helle unter laßendem Flügel
und liebst sie, wie ein Adler seine Eier liebt,

Die Stadt liegt dort nah und doch hörst Du sie nicht;
Sie könnte noch lauter den Straßenlärm schwellen,
gegen die Mauern schlagen, mit Tob Dich umstellen:
Du wirst sie nicht hören, denn Du wirst, o Menge,
von Schweigen erfüllt sein und vom Ton meiner Stimme.
Du glühst wie die Tiefe des tiefsten Lebens.
Von Deinen Augen ist jedes mir zugewandt;
gwar sehe ich nicht, ob es blau oder braun,
doch fühle ich: von den Blicken ist die Brust mir entbrannt.
Ich fühle sie alle auf einmal. Ihr Schauern
kreuzt sich in mir wie tausend Regen.

Du verbrennst mich, jedoch Du tötest mich nicht!

*) Die Nachdichtungen sind von Erna Heinemann-Grautoff. Sie geben getreu den Sinn, den Rhythmus und die Klangfarbe der Originale wieder.

Eine Stahlklinge, die ich oben und unten halte,
 sticht Dich durch und durch und biegt Dich zurück.
 Deine Gestalt bin ich. In meiner Faust
 presse ich Deine Galerien und Säge
 und breche wie Hirschen sie über das Knie.

Du wehrst Dich vergeblich, Weib-Menge!
 Ich werde Dich dennoch besitzen.
 Laß wehn meinen Athem wie Meerwind,
 Er ist es, der Dich erst schafft.

Meiner Liebe zwingende Kraft
 läßt Deine tausend Glieder erschauern;
 Du scheust vor der wilden Umarmung;
 Ein Etwas in Dir will trotzen,
 Wer aber wagt es, Weib-Menge?

Bald stirbst Du unterm Gewicht der schreitenden Stunde;
 Es werden die Einzelnen durch die Thüren gleiten,
 die Nägel der Nacht werden Dein Fleisch zerreißen;
 Was liegt dran!

Du bist mein noch vor Deinem Tode.
 Die Körper, die hier sind, die Nacht kann sie nehmen,
 doch die Stirnen wahren in fahlen Emblemen
 Die Spur des Gottes, der Du eben warst.

Einnüthiges Beifallsbrausen erfüllt das Theater. Die Menge jubelt und grüßt Den, der ihr Herz gerührt, ihre Empfindungen getroffen und sie bewegt hat. Vor ihm neigen sich alle Parteien.

Anderer Dichter Worte klingen noch von der Bühne herab. Wieder sechten Beifall und Mißfallen mit einander. Aber selbst als die Menge sich auflöst und die Gruppen diskutirender Menschen im Dunkel der Nacht verschwinden, hört man immer noch von den Lippen der Heimgehenden den Namen Jules Romains; so sehr hat seine Kraft jeden Einzelnen bezwungen.

Ich bin nur Einer von Vielen der Stadt,
 der Menge, die durch die Straßen schreitet,
 ein Ton nur, ein Antlitz, das leicht entgleitet,
 Das Dieser und Der wohl behalten hat.

Jules Romains ist ein Einsamer, von umfassendem Allgefühl durchglüht. Das Alltäglichsste und Unscheinbarste spricht zu ihm, versteht seine Seele in Schwingungen und löst durch sich selbst anschwellende Akkorde in ihm aus. Das Leben der Großstadt ist sein eigentlichstes Element. Alle Dinge werden ihm lebendig, zum Individuum und schließlich zum Abstrakten, zum Göttlichen.

Wie Vieles durchglüht mich! Haß, Liebe und Bitterkeit!
 Und ich ziehe zu mir, in großen Zügen,
 alle Gefühle der Stadt.

Das sind die Kabel, die Schläure, die Fäden,
Die mein Bewußtsein überspannen sollen.

Ich bin die spitze Nadel,
an welcher Ströme schwingen,
ihr gleitendes Entschwingen
bedeckt mich selbst mit Funken.

Ich bin der Ausbruch versammelter Kräfte,
meine Stimme ist alles Marmelins Gesang.
Wenn meine Hand die Tapete berührte,
fühle ich gleich Tropfen die Stadt durchsickern.

Ich selbst bin nichts mehr, — so sehr bin ich Alles.

Die strenge Bewährtheit der Formen in der Tradition, die scheinbare Unerbittlichkeit alter Sprachtheorien und alter metrischer Lyrik lassen die Bestrebungen, das junge Wollen von Jules Romains und seinem Kreis als Revolution erscheinen. Diese Dichter wollen sich nicht mehr mit den vererbten Prinzipien begnügen, um ihre ureigensten Schönheiten, ihre persönlichsten Erregungen hinzuzugießen. Wenn sie sich am Fieber der Großstadt entzünden oder ihre Sehnsucht in den mystischen und geheimsten Bildern ihrer Seele athmen lassen, so ist ihnen der Alexandriner, der langathmige Sechsfüßler, ein zu verbrauchter, ein unmöglicher Rahmen. Sie wollen dem Rhythmus lauschen, der mit den Gedanken zugleich in ihnen geboren wird, und nur ihn als Form ihrer Gedanken gelten lassen. Sie horchen auf die geheimen Schwingungen der einzelnen Worte und Silbenbetonungen und entdecken ein neues Leben, eine neue Beweglichkeit in ihnen, die dem alten System des Messens und Zählens der Versfüße widerspricht. Neue Möglichkeiten der Ausdruckskraft und musikalischen Schwunges öffnen sich vor ihnen und locken sie auf neue Bahn.

Der Amerikaner Whitman, der Belgier Verhaeren sind diesem Kreis die Meister. Ihnen neigt sich auch Jules Romains in Verehrung; ihnen dankt er mannichfache Anregungen. Aber was Verhaeren anstrebt, baut Romains in eigener Weise schöpferisch weiter aus. Er weitet sich von Jahr zu Jahr. Eine kräftig fortschreitende Entwicklung ist von seinem Gedichtbuch „Das allumfassende Leben“ (*La vie unanime*, 1906) bis zu dem „Buch der Galata“ wahrzunehmen. Hier sind es die menschlichen Gemeinschaften, vom Paar an zur Familie, zur Gruppe und Stadt bis zum Menschenkomplex der Großstadt, die ihm zu abstrakten, zwingenden oder bedrückenden Mächten werden, zu „den Göttern“, zu denen er betet. Eine ihm eigenthümliche und das Verständnis seiner Kraft erschwerende Empfindungsweise ist es, daß ihm Konkretes und Abstraktes, Individuelles und Allgemeines so nah bei einander liegen, im Grunde so sehr Eins sind, daß er sie in einem einzigen Gedicht, ja, in einem einzelnen Vers beständig mischt. Er betet zu dem Paar, in dem er sich doch

samen Gegensatz gegen das fremdsprachige und anders geartete Volk Italiens, bei dem der Name Tedesco aufkam, wurde in der Zeit der Römerzüge ein deutsches Nationalbewußtsein geweckt. Ist es da zu verwundern, daß sich die Kaiser aus dem Hause Sachsen, gleich Karl dem Großen, an die hohe Geistlichkeit wandten, als sie daran gingen, dem zerfallenden Staat wieder aufzubauen? Besonders da ein civilisierter Staat ohne Schreibwerk nicht denkbar ist, die Kleriker aber die einzigen „Schreiber“ waren; bedeutet doch im Englischen clerk heute Schreiber. Wie ungünstig lagen die Verhältnisse beim Beginn dieses Restaurationbaues! Beinahe verschwunden war der Stand der Gemeinfreien; nicht nur die Herzöge und die Grafen, sondern auch die Bischöfe waren nahezu unabhängige Herren geworden; Beiden gegenüber sahen sich die Könige zunächst auf das *divide et impera* angewiesen. Doch zeigte sich gar bald das geistliche Material als das bildsamere. Verdankte doch jeder geistliche Lehnsträger seine Stellung und seinen Besitz der Gnade des Königs, während sich der weltliche Fürst als Erben seines Vaters fühlte und in dem Befehlungsakt nichts Anderes zu sehen vermochte als die Erfüllung einer Regentspflicht. Die Gefahren, die aus dem halb geistlichen Charakter der neuen Staatsverfassung erwachsen konnten, machten sich im zehnten Jahrhundert noch nicht bemerkbar. In der Einleitung zur Regimentsgeschichte Heinrichs des Vierten sagt Giesebrecht: „Nur einen Stand gab es (im zehnten Jahrhundert), der für die höchsten Interessen des Kaiserthums nicht allein ein tieferes Verständniß zeigte, sondern bisher auch wirkliche Hingabe an den Tag gelegt hatte. Es war der deutsche Klerus. Nicht Willkür, sondern die ganze Lage flügte den Bund des Kaiserthums mit diesem Stande, einen Bund, der die größten Vortheile bot. Denn mit allem seinen geistigen und materiellen Mitteln unterstützte der deutsche Klerus das Regiment der Kaiser. Nur durch die aufopfernde Treue der Bischöfe gelang es ihnen, im Innern den Widerstand der weltlichen Fürsten niederzuhalten; nur durch die Unterstützung der Kirche wurden die auswärtigen Kriege zum großen Theil ermöglicht; der unermeßliche Einfluß, den der Klerus auf die Gemüther der Gläubigen übte, kam der Kaiserkrone, über die der geistliche Segen einen überirdischen Glanz ausgoß, in hohem Maß zu Gut. Es ist wahr, die geistlichen Herren hatten bisher dem Reiche willig und mit großer Selbstentjagung gedient, aber man glaube nicht, daß sie dabei die Sonderinteressen ihres Standes vernachlässigten, daß ihre Dienste ganz uneigennützig waren. Ihr Ziel war, was sie Freiheit der Kirche nannten: die Befreiung ihrer Sprengel von der weltlichen Jurisdiction der Grafen. Erreichten sie dies Ziel, so wurden sie die ersten Herren im Reich, während die weltlichen Fürsten zu Lehngrafen und Bögten der Kirche herabsanken. Und in der That war bereits manche Grafschaft durch kaiserliche Günst in ihre Hände gefallen: das Ziel schien nicht unerreichbar. Um solchen Preis ertrugen sie Lasten von erdrückender Schwere, um solchen Preis vergaßen sie ihren geistlichen Beruf und ihren geistlichen Stolz und machten sich zu Dienern einer weltlichen Macht, die oft herrlich genug gegen sie auftrat. Bisher hatten sie ihr Ziel nur im Bund mit der Krone verfolgen können; es stand sehr in Frage, ob sie diesem Bunde treu bleiben würden, wenn sie zum Gefühl eigener Kraft gelangten oder wenn ihnen der Zusammenschluß mit anderen Gewalten bessere Aussichten eröffnete. Es war zu besorgen, daß sie dann unter Freiheit der Kirche die Befreiung von der Gewalt des Königs verstehen würden.“

Als dem Organisator des zweiten Priesterstaates der Deutschen bezeichnet Wieselbrecht den Erzbischof Brun von Köln, den Bruder und vornehmsten Berater Ottos des Ersten. Brun errichtete die königliche Kapelle. Unter der Kapelle verstand man ursprünglich das Zimmer der Kaiserpfalz, in dem die Urkunden ausgesetzt und aufbewahrt wurden, dann dem zur Schreibarbeit verwendeten Hofklerus. Brun bildete die Kapelle zu einer Pflanzstätte der Bildung und zu einer Hochschule für Staatsmänner aus. Dieser Brun ist eine wunderbare Persönlichkeit, ein Idealmench; der tüchtigste Staats- und Kriegsmann, in unwandelbarer Treue dem kaiserlichen Bruder ergeben und in den Zeiten gefährlichsten Aufruhrs seine nie trügende Stütze, der frommste Geistliche, ein Mächt und mildherziger Freund der Armen, von leidenschaftlicher Liebe zu den Büchern, von unersättlichem Wissensdurst erfüllt und gleich eifrig im Lehren wie im Lernen. Um die Möglichkeit einer solchen Erscheinung unter den unbändigen Stammesgenossen Wibelands zu begreifen, muß man die Frauen des erlauchten Hauses der Bindolfinger kennen. Denn die Männer in ihrer ugermanischen Art waren nichts weniger als Freunde der Schreibfeder; erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Editha lernte Otto L. lesen, um sich jederzeit Trost aus der heiligen Schrift holen zu können. Der Geist gebildeter Frauen war das freundliche Licht, das hineinlachte in das Reich der Buchstaben, dem als einer Zwingburg der Freiheit jenes trübsige Geschlecht argwöhnisch gegenüberstand. Von Ottos ehrwürdiger Ahnfrau Oda, der Stifterin des Klosters Gandersheim, scheint der erste Strahl dieses Lichtes ausgegangen zu sein. Seine Mutter Mathilde dann, seine Tochter Mathilde, seine Gemahlinnen Editha und Adelheid, die entfernteren weiblichen Sprossen des Hauses nicht zu erwähnen, erfüllten den Beruf einer deutschen Frau in einer Vollkommenheit, die beispiellos dasteht. Gründete die Politik der Männer Bisthümer, so schufen sie Klöster, in denen mit dem Evangelium zugleich auch das Geistesleben der Alten, vaterländische Geseftande und patriotische Geschichtschreibung gepflegt wurden. Nichts Näheres läßt sich denken als das Leben dieser Frauen, die einen großen Theil des Jahres unterwegs waren, zu Pferde oder auf schwerfälligem Karren, um ihren Theil an den Staatsgeschäften der Männer zu tragen und überall deren Arbeit durch Werke der Barmherzigkeit zu ergänzen. Erholung von solcher Unruhe und Beschwerde fanden sie fast nur in ihren Frauenklöstern, und beiraten sie ein solches, dann pflegte ihr erster Gang der Schule zu gelten. Unter den Männern des Hauses war Brun der erste, der vom Bildungstrieb ergriffen wurde. Noch lebten einige Klosterlehrer, welche die Traditionen der Zeit Karls des Großen lebendig erhielten; Männer, deren reine Freude an der Jugendbildung in neueren Zeiten höchstens von einem Pestalozzi erreicht worden ist; Männer, die, an den Hof berufen, sich nur mit schwerem Herzen von ihrer Schule trennten und die sich glücklich schätzten, wenn sie im höheren Alter, der Weltbänbel und des Weltgepräuges ledig, ins Kloster zurückkehren durften, um dort wieder Knaben in den Elementen der Wissenschaft zu unterrichten; Männer wie Thangmar und sein berühmterer Schüler Bernward, Bischof von Hildesheim, die ihre Schule auf Geschäftsreisen mitnahmen, zu Pferde mit den Schülern Klaisier lasen, Verse drecfselten, Räthelspiele trieben, die jungen Leute in die Werkstätten italienischer Künstler und Handwerker führten, damit auch in der bildenden Kunst Weltchland sich keines Vorzuges mehr vor der geliebten Heimath rühmen könne. In Wechselwirkung mit solchen Männern suchte

Brun die unter Trümmern glimmenden Funken wissenschaftlichen Lebens aufs Neue zur Flamme an und eine reiche Literatur erblühte. So ward für ein Jahrhundert der Hof des Deutschen Königs zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Europa und selbst der Universalgelehrte der Zeit, der Franzose Gerbert (Papst Silvester II.) bekundete, daß die Ottonen sein Genie erweckt hätten.

Doch nach der politischen Seite hin erlebte Bruns Schöpfung, die Kapelle, ihre Vollendung erst, als ihr wissenschaftlicher Glanz schon zu erbleichen begann: unter Heinrich dem Zweiten, Konrad dem Zweiten und Heinrich dem Dritten. Das sind die drei Kaiser, die, ohne Italien preiszugeben, das Reich wieder auf dem sicheren Grund des heimischen Bodens stellten, nachdem es durch des dritten Otto Flug in die Wolken vorübergehend gefährdet worden war. . . An die Treue, Dienstbereitschaft und Opferwilligkeit der geistlichen Fürsten hat, wie es scheint, kein Herrscher so weitgehende Ansprüche erhoben wie Heinrich II. „Aus bischöflichen Vasallen bestanden zum größten Theil die glänzenden Heere, die immer von Neuem die Alpen überschritten; durch den Beistand der Bischöfe wurden vor Allem die inneren Kriege bewältigt.“ (Wiesebrecht.) Das gilt auch für die Zeit vor und nach Heinrich dem Zweiten. Aber dieser König erregte nicht selten den Unwillen der Prälaten. Bekannt ist der Hornesausbruch Megingauts, des Bischofs von Eichstädt. Als ihm der König wieder einmal melden ließ, daß er bei ihm zu herbergen gedenke, schrieb der Bischof dem Boten an: „Der König muß von Sinnen sein! Wie soll ich ihn und seinen Troß bewirthen! Will er mich denn vollends zum armen Pfarrer machen? Ich habe nur noch ein kleines Fäßlein Wein, das mir mein Bruder, der verfluchte Bischof von Würzburg, zum Messelesen geschenkt hat.“ (Diesem leidenschaftlichen Weltkind im Priestergewande war das Fluchen zur anderen Natur geworden. Für einen Zug nach Italien ließ er sich von seiner Geistlichkeit die Erlaubniß zu hundert Fäßchen mitgeben. Aber er war noch nicht weit von Hause weg, da hatte er diesen Vorrath schon verbraucht und schickte einen Boten nach Haus, daß er ihm eine neue Ladung von Absolutionen hole.) Doch thätlichen Widerstand wagte Keiner zu leisten; Bischof Wazo von Lüttich, der seine geistliche Würde vor dem König gelegentlich mit freimüthigen Worten zu wahren wußte, bekannte dennoch: „Wenn mir der König jemals so zürnen sollte, daß er mir das rechte Auge ausreißen ließe, so würde ich doch das linke nur zu seinem Vortheil und in seinem Dienst gebrauchen.“ Heinrich pflegte die ansehnliche Kriegsheute, die er nicht selten machte, bis auf den letzten Heller unter seine weltlichen Vasallen zu vertheilen, die er dadurch in guter Laune erhielt und denen er als ein freigiebiger und gnädiger Herr galt. Fehlte es ihm selbst dann an Geld, so nahm er Zwangsanleihen bei Kirchen auf, trieb aber trotzdem zugleich die herkömmlichen Vieferungen mit solcher Strenge ein, daß er sich in geistlichen Kreisen den Ruf eines habgierigen Fürsten zuzog. Wie alle weltlichen Großen seiner Zeit opferte er freilich auch reiche Gaben auf den Altären der mancherlei Heiligen, in deren Namen die Bischöfe und Äbte unaufhörlich ihre Hände nach Schenkungen ausstreckten. Aber seine Stiftungen bedeuteten das Selbe wie die industriellen Gründungen, in denen unsere heutigen Kapitalisten ihre Gelder anzulegen pflegen. Mit naiver Ironie sagt er in einer Schenkungsurkunde: „Die Kirchen müssen Schätze besitzen: wem mehr gegeben ist, von Dem kann auch mehr verlangt werden.“ Daß dieser König die geistlichen Stellen mit souveräner Willkür besetzte, verstand sich

gang von Jüdis. Es kam wohl vor, daß ihn ein Kapitäl der äßen Jett einmette, wo die Bischöfe von Volk und Klerus gewählt worden waren, und daß es sein Wahlrecht ausübte. Einen so Gewählten bestätigte Heinrich grundsätzlich niemals. Den Mann, auf dessen Tüchtigkeit durch die Wahl seine Aufmerksamkeit gelenkt worden war, pflegte er in seine Kapelle aufzunehmen und ihn, nachdem er hier das offizielle Gepräge empfangen hatte, später auf einen anderen Sitz zu besördern. „Zwei Mächte sind es“, schreibt Heinrich in mehreren Urkunden, „durch die vor Allem die Kirche Gottes regiert wird: die kaiserliche Gewalt und das Ansehen der Bischöfe.“ Wäre nicht ein Menschenalter später der Umschwung erfolgt, den Heinrich unmöglich voraussehen konnte, so würde dieser Satz durch die unwiderstehliche Beweisraft der Thatfachen zum Dogma gestempelt worden sein, und wer weiß, ob nicht ein „Ökumenisches Konzil“ die Unfehlbarkeit des Kaisers proklamiert hätte. Fügen wir hinzu, daß Heinrich II. auch sonst ein strammes Regiment führte, daß er trotz andauernder Kränklichkeit mit Blitzesschnelle auf dem Platz war, wo immer seine Gegenwart gefordert wurde, daß er nicht nur Begeleagerer ohne Umstände aufknüpfen ließ, sondern auch das Leben rebellischer Fürsten nicht schonte, daß er dem Faustrecht energisch steuerte und mit seinem besonderen Horn Jeden bedrohte, der sich unterstehen würde, eine gerichtlich geschlichtete Sache noch zum Gegenstand einer Fehde zu machen, daß er rohe Belustigungen liebte und sich selbst in der Kirche allerlei Scherze erlaubte, daß er sich endlich nicht scheute, mit den heidnischen Nützigen ein Bündniß gegen den christlichen König Boleslaw von Polen zu schließen, so haben wir wohl kaum noch nöthig, der früher ziemlich verbreiteten Meinung zu begegnen, der „Heilige“ Heinrich sei ein Betrüder und Pfaffenknecht gewesen. Die wunderliche Neujerung seiner Devotion auf der Synode in Frankfurt am ersten November 1007, die uns Heutigen widerlich und anstößig erscheint, enthüllt sich bei genauerem Zusehen als ein in die Formen jener Zeit gekleideter politischer Akt.

Heinrich, der bekanntlich kinderlos war, wollte seinen Allodialbesitz zur Ausstattung eines neuen, in Bamberg zu errichtenden Bisthums verwenden. Wegen diese Absicht erhoben die Nachbarbischöfe begründeten Protest, weil der Jurisdictionsbereich des neuen Stiftes aus Theilen ihrer Diözesen gebildet werden mußte. Die Synode, auf der die Sache verhandelt wurde, eröffnete der König damit, daß er vor den versammelten Vätern auf die Knie fiel, und so oft er bemerkte, daß die Berathung zu seinen Ungunsten schwankte, wiederholte er seinen Kniefall. Durch freiwillige Berdemüthigungen erlitt damals ein Großer keinen Abbruch an seiner Autorität, vorausgesetzt, daß er überhaupt solche besaß. Es demüthigten sich nicht bloß Laien vor Geistlichen, sondern auch Geistliche vor Laien. So lange Bischof Adalbert von Prag, den Otto III. mit seiner beinahe leidenschaftlichen Freundschaft beehrte, am Hoflager dieses Kaisers zu weilen genöthigt war, pflegte er nachts aufzustehen und dem Hofgesinde die Schuhe zu putzen, um durch die Ausübung dieses Knechtesdienstes seine von der kaiserlichen Gunst gehobene Seele im Gleichgewicht zu erhalten. Um den Zweck jener Kniefälle zu verstehen, vergegenwärtige man sich die Karte des damaligen Reiches. In zwei gewaltigen Hüllgeln erstreckt sich das von den Ottonen und Heinrichen eroberte und kolonisierte Gebiet nach Osten: der nördliche wird durch die Namen der neuen Bisthümer an der Saale, Elbe, Havel, Oder bezeichnet, der südliche erstreckt sich die Donau entlang bis nach Un-

garn hinein. Zwischen die beiden Flügel schiebt sich ein breiter Keil nach Westen vor. Sein mittlerer Theil ist das Königreich Böhmen, dessen slavische Bevölkerung keine Lust hatte, sich deutscher Art und deutscher Reichsordnung zu fügen. Die Spitze des Keils aber, das Land zwischen Böhmerwald, Thäringervald, Regnitz und Donau, lag damals wüsth. Eine spärliche Bevölkerung haufte in den wenigen Nüchternungen des ungeheuren Fichtenwaldes. Die Vertretung des deutschen Elementes beschränkte sich auf einige Burgen der babenbergischen Grafen, theils zur Vertheidigung der Böhmergrenze, theils zur Zwängung der slavischen Bauern im Lande bestimmt*. (Hiefebrecht.) Diese Wüsthenei im Herzen des Reiches zu kultiviren, dieses Einfallsthor den Böhmen zu verschließen, war eine politische Nothwendigkeit. Heinrichs Stiftung rechtfertigte vollkommen die Erwartungen des Stifters. Bald wird Harts genannt, ein Menschenalter später Nürnberg; die deutschen Kolonisten bringen in Böhmen ein und besiedeln das Egerland. Auch geistige Früchte reifen in Fülle: eine Schule erblüht am Sitz des Bischofs, die von weit her besucht wird; die Skulpturen des Doms kennt Jeder aus der Kunstgeschichte. Hundert Jahre später zieht Bischof Otto von Bamberg nordwärts, um christlichen Glauben und deutsche Besitzung an die Westküste der Ostsee zu tragen.

Wo blieb nun, während in Deutschland dieser ritterliche Priesterstaat sich aufbaute, der Papst? So fern stand er der deutschen Kirche, daß man deren Bild skizziren kann, ohne ihn zu erwähnen. Den Ideen Pseudoisidors schien der Gang der Weltgeschichte gerade von der Zeit an, wo sein Werk bekannt wurde, lohn sprechen zu wollen. Indem Papst Leo III., der bei Karl vor den Römern Schutz suchen mußte, das römische Kaiserthum erneuerte und es Weihnachten 800 dem Deutschen König übertrug, machte er diesen zum weltlichen Herrn von Rom und sich zu seinem Unterthanen. Durch einen Mißbrauch übte Karl seine Jurisdiktion aus. Dessen Amt ging in den folgenden wilden Zeiten ein und die weltliche Gerichtsbarkeit fiel formell an den Papst zurück, in Wirklichkeit aber ging sie an den wilden Feudaladel über; und auch das Patrimonium Petri fiel diesem zur Beute. Lange Zeit hindurch waren es die mittelitalienischen Dynastien, waren es sogar Weiber ihres Stammes, die mit ihren Sprößlingen und Günstlingen den Stuhl Petri besetzten. „Formosus, nach einem wechselvollen Leben auf den Apostolischen Thron erhoben, mußte Lambert, einen Sohn des Herzogs Guido von Spoleto, zum Kaiser krönen, rief zur Befreiung Italiens von den Tyrannen den Deutschen König Arnulf nach Rom, krönte ihn zum Kaiser und ließ die Römer, unbeschadet der dem Papste schuldigen Treue, ihm huldigen. Sein Nachfolger Stefan VI. ging zu Guido über, verhöhlte den ausgegrabenen Leichnam des Formosus durch das Postenspiel eines gerichtlichen Verfahrens und wurde von der ergrimten Gegenpartei im Kerker ermüdet. Italien blutete unter den Fehden des Adels, Päpste gingen wie blutige Schatten vorüber, bis die eine Partei (die der Markgrafen von Tuscanien) obseigte und ihr Werkzeug, Sergius den Dritten, zum Papst machte, mit dem die „Pornokratie“ (904 bis 962) beginnt. An der Spitze jener Partei nämlich standen Theodora, die Frau des Konjuls von Rom, und ihre Tochter Marozia (Maria). Beide großartig schön, schlau und kühn, Römerinnen, machten die Herrschaft und die Wollust einander so dienstbar, daß es ungewiß schien, welche ihnen höher gelte. Ein halbes Jahrhundert saßen ihre Lieblinge, Söhne und Enkel auf dem Apostolischen Stuhl. Theodoras Günstig erhob 914 Johann den Zehnten; Dieser

vereinigte die Kräfte Italiens gegen die Sarazenen, die, seit vierzig Jahren an den Grenzen des Kirchenstaates sitzend, das Land verwüstet hatten, und zerstörte an der Spitze eines griechisch-römischen Kaiserheeres ihre Burg am Garigliano. Weil er aber seine Unabhängigkeit zu behaupten suchte, ließ Maria seinen Bruder vor seinen Augen ermorden, ihn selbst im Gefängniß erdwürgen. Ihr Sohn, Johann XI., bestieg den päpstlichen Thron wie sein Erbgut. Sie vermählte sich aufs Neue mit Hugo von Provence, der als König von Italien galt. Aber ihr weltlicher Sohn Albrecht vertrieb den Stiefvater und behauptete als Senator (932 bis 954) die höchste Gewalt über Rom. Unter ihm verwalteten Päpste nur das Geistliche. Sein junger Sohn Octavian vereinigte nach des Papstes Agapetus Tode 955 wieder die weltliche Herrschaft mit der bischöflichen Würde und nahm als erster unter den Päpsten einen kirchlichen Namen an, indem er sich Johann den Zwölften nannte, vielleicht in der Meinung, die Ausschweifungen seines weltlichen Lebens von seinem kirchlichen Amt durch den Namen trennen zu können.“ (Hase.) Auch wenn der böse, nach dem Urtheil des Herausgebers in Verhens Monumenta jedoch im Ganzen zuverlässige Lindbrant nicht geschrieben hätte, würden wir der Kurie unter solchen Umständen nicht zumuthen, daß sie sich als die Gemeinschaft der Heiligen präsentiren solle. Und zu dem politischen Grunde des Verberbens gesellte sich noch ein zweiter. „Eine theologische Bildung, die sich, namentlich von England aus, über das Abendland verbreitet hatte, ergriff in Italien nie dauernd die ganze Nation. Mit babylonischer Pracht gekleidet, lagen die lombardischen Bischöfe beim Mahl, umtönt von verhuhlten Liedern und gesesselt von lästernen Tänzen.“ (Wielebrecht.) Von den Freuden des Mahles eilen sie, wie Mathey von Verona schreibt, zu den Freuden der Jagd, von da zurück zum Mahl, bis endlich „die Freuden des Betts“ den Tag beschließen. Wie hätte es im Vatikan anders aussehen sollen? Beßten hier doch sogar jene Wurzelerste weltlichen Wissens, die in Lombardien damals neue Triebe ansetzten; denn Rom ist, wie Gregorovius richtig bemerkt, das ganze Mittelalter hindurch der negative Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens geblieben. Hätten sich nicht die Deutschen des Elends erbarmt, das Neue Testament wäre sammt dem Meßbuch aus Rom spurlos verschwunden.

Zweimal haben die Deutschen dieser schlimmen Wirthschaft ein Ende gemacht. Der gläubig katholische Weiß erzählt von der Entscheidung durch Otto den Ersten im Jahr 962: „Die Römer mußten dem Kaiser den Eid der Treue schwören und geloben, nie fortan einen Papst zu wählen, ohne daß Otto oder sein Sohn die Vorwahl getroffen und hernach dem von den Römern Gewählten die Bestätigung erteilt hätte. Also war den Römern das wichtigste Recht, das der Papstwahl, entzogen. Es war auch dem Kaiser ein Recht zugesprochen, historisch nicht begründet (alle historische Begründung besteht darin, daß der jeweilig durch die Verhältnisse geschaffene Zustand als gesetzlich anerkannt wird, bis geänderte Verhältnisse einen anderen Rechtszustand schaffen), das gegen die (ebenfalls nur historisch gewordene) kanonische Ordnung und gegen die (auch nur aus einer bestimmten Weltlage entsprungene) Idee des Papstthums war. Dann versammelte Otto am sechsten November eine Synode in der Peterskirche. Der Kaiser saß zu Gericht über den Papst, der des Mordes, Meineides, der Tempelschändung, der Unzucht angeklagt wurde, und daß er des Teufels Rinne trinke, beim Würfeln Zeus, Venus und andere Dämonen anrufe. Der Papst wurde zur Verantwortung vorgeladen,

antwortete aber mit Androhung des Bannes. Als Johann XII. auf nochmalige Vorladung vom zweiundzwanzigsten November nicht erschien, trat der Kaiser am vierten Dezember mit der Klage des Hochverrathes gegen den Papst vor der Synode auf, die Johann für abgesetzt erklärte und an seine Stelle den Erzkanzler Leo erhob, der am sechsten Dezember als Leo VIII. die kirchliche Weihe empfing. Das ganze Verfahren gegen Octavian war gegen das bestehende Kirchenrecht (siehe die eingeklammerten Bemerkungen), hatte aber Erfolg, weil Octavian-Johann den sittlichen Boden verloren und damit alle Achtung, alles Mitleid verschert hatte. (Kein, sondern weil Otto militärisch der Stärkere war. Den sittlichen Boden hatte nicht nur Octavian, sondern ganz Italien verloren. Otto und seine Nachfolger haben die Italiener gezwungen, sich wieder auf diesen Boden zu stellen, und erst dadurch hat auch die Römische Kirche diesen Boden wieder unter die Füße bekommen und so das hohe Ansehen erlangt, das sie dann eine Weile im ganzen Abendlande zu behaupten vermochte.) Auch Leos Wahl war ungesetzlich: er war noch Laie und empfing an einem Tag die Weihen des Priesters, Bischofs und Papstes. (Deshalb kann man seine Wahl nicht ungesetzlich nennen; Ambrosius war kaiserlicher Statthalter und noch gar nicht getauft, als ihn das Volk von Mailand, durch eine von ihm gehaltene Ansprache begeistert, als Bischof proklamirte.) Sein Vorleben war würdig, befördert wurde er aber nur, weil er süßsam war. Uad einen süßsamen Papst brauchte der herrschsüchtige Otto I.~ Das ist eine Verleumdung des frommen Kaisers, der das Papstthum aus dem Sumpfe herausgerissen hat. Alle diese Vorgänge verursachen natürlich den orthodoxen Katholiken heftige Kopfschmerzen, auch abgesehen von dem Privilegium, das sich Otto von seiner Synode und seinem Papst ausstellen ließ und in dem es heißt: „Wir genehmigen, daß der König des Römischen Reiches allein Macht haben soll, den Papst zu erwählen und zu bestellen.“ Der katholische Kirchenhistoriker Hloß, der dieser Urkunde eine Monographie gewidmet hat, hält sie zwar der Form nach für unecht, inhaltlich aber für echt. Weiß schreibt: „Leo machte dem Kaiser ohne Zweifel große Zugeständnisse; doch sind uns deren Einzelheiten nicht bekannt“, und erklärt die zwei „Bullen Leos“, die diese Zugeständnisse aufzählen, für „lede Fälschungen aus der Zeit des Investiturstreits“. Weiß stützt sich auf ein Werk von Köpfe-Dümmler, das ich nicht kenne. Am Wesentlichen wird durch die Unächtheit dieser Urkunden, falls sie wirklich erwiesen ist, nichts geändert.

Frömmigkeit allein war es freilich nicht, was die italienische Politik der Ottonen bestimmte. Sie waren doch eben Herrscher und hatten ihre Herrscherpflichten; auch die italienische Kirche wurde, was ihnen die deutsche schon war: eine Stütze ihrer Macht und eine Geldquelle. Wie in späteren Jahrhunderten römische Mönche die Länder nördlich von den Alpen, namentlich England, ausraubten, indem sie den Landeskindern die fettesten Pfründen raubten, so zogen damals mit den deutschen Heeren, die das fodrum heischten, deutsche Mönche in die lombardische Ebene hinab, um dort Bisthümer in Besitz zu nehmen; allein neun eichstädtler Domherren erbeuteten unter Heinrich dem Dritten italienische Stifter. Freilich stand den damaligen Deutschen eine sittliche Berechtigung zur Seite, die den späteren Römern abging. Habe ich die kirchlichen Schenkungen der Kaiser als politische Akte charakterisirt, so ist nun diese Darstellung dahin zu ergänzen, daß auch ihre allerweltlichsten Regierungshandlungen Ausflüsse einer auf-

richtigen und tiefen Jydnmmigkeit waren. Nichts wäre ungerechter, als wenn man in solcher Verschmelzung weltlicher und religiöser Motive Heuchelei oder Das, was man jetzt Jesuitismus nennt, sehen wollte. Die Menschen jener Zeit waren durchaus naiv und in dem Quell ihrer Lebensregungen lagen Religion und individuelle oder Standesfeldtsucht in ihnen unbewußter Mischung bei einander: was einem König jener Zeit der Heilige Petrus oder Laurentius in einer Stunde andächtiger Verzückung eingab, Das traf meistens mit dem Ergebnissen seiner staatsmännischen Erwägungen zusammen. Indem die Ottonen und die Heinriche ihren Staat auf einen in Treue ergebenen Hofklerus gründeten, gedachten sie sich zugleich ihrer Pflicht als Schutzherrn der Kirche zu entledigen. Heinrich II. und Heinrich III. (der trodene Konrad hatte keinen Sinn für Vergleichen) betrieben die Kirchenreform planmäßig in Gemeinschaft mit den Mönchen von Cluny.

Heinrich III. kann als die personifizierte Blüthe des deutschen Mittelalters angesehen werden, sofern man das Charakteristische dieser Zeit in die Vermählung des Weltlichen mit dem Geistlichen setzt. Heiliger, Held und Staatsmann zugleich, ging er gänzlich in der Erfüllung seiner erhabenen Pflichten auf. Einen so hohen Begriff hatte er von der Kaiserwürde, daß er an den Vorabenden der Tage, an denen er die Krone zu tragen gedachte, durch Gebet, Fasten und Weiselung sich vorbereitete. Aber ließ er sich heute von einem Kleriker geißeln, so schwang er morgen selbst, als Regent, die Geißel über Bischöfe wie über andere Fürsten. Auf der Synode zu Sutri im Jahr 1046 setzte er drei Päpste ab, deren einer, zum Entsetzen der abendländischen Christenheit, schon im Begriff gestanden hatte, sich zu verheirathen, und besetzte von da ab den römischen Stuhl wie jedes andere Bisthum seines Reiches. Diese zweite deutsche Pflanzung auf römischen Boden gedieh, denn sie hatte Wurzeln. Unter kaiserlichem Schutz hatten die Cluniacenser, die Reformatoren des verfallenden Benediktinerordens, in Italien Niederlassungen gegründet, um die sich die Bestrebungen einheimischer Kisten kristallisierten. Mit Hugo, dem Abt von Cluny, den Heinrich als einen Heiligen verehrte und dem er zugleich als Kaiser gebot, verband ihn jene innige Freundschaft, die aus dem gemeinsamen Streben nach einem großen Ziel entspringt. Seine Kirchenreform gliederte sich zunächst in zwei Aufgaben: Beseitigung der Priesterhe und der Simonie.

Die Priesterhe widersprach nicht allein dem ästhetischen Ideal, das von Anfang an in der Kirche gepflegt worden war, sondern bedrohte bei dem damaligen Gesellschaftszustand, wo die Bischöfe zugleich Großgrundbesitzer und Fürsten waren, auch die Kirche mit der Aussicht auf eine erbliche Priesterkaste und das Reich, das auf den persönlichen Gehorsam der Prälaten gegründet war, mit dem Untergang, weil Bischöfe, die ihre Fürstenthümer auf rechtmäßige Söhne vererben konnten, ganz eben so wie die weltlichen Fürsten das Familieninteresse über das Reichsinteresse gestellt haben würden. Zur Abwendung der zweiten Gefahr hätte der Kaiser sich selbst die Tiara aufsetzen und als Papstaiser das Haupt der Priesterkaste werden müssen. Ein solches abendländisches Kthalifat würde jedoch die Vernichtung jeder Art von Freiheit bedeutet haben, die nur bei der Sonderung der zwei höchsten Gewalten bestehen kann und niemals besser gedacht, als wenn diese Gewalten einander verfeinden sind. Jeder Verständige wird mit dem älteren Sichte der Ansicht sein, daß es der Menschheit nicht zum Heil gereicht, wenn die Gewalt, die das Schwert führt, und die Gewalt, welche die Gewissen bindet, in einer Hand

vereinigt sind. Die Verwerflichkeit der Simonie, des Schachers, mit geistlichen Aemtern, bedarf keines Beweises; und wir finden es völlig in der Ordnung, daß der fromme Kaiser den Unfug in Rom und jenseits vom Rhein energisch bekämpfte. Nur gerieth damit die kaiserliche Kirchenreform auf den Punkt, wo sie ihren eigenen Todeskeim, den Selbstwiderspruch, gebor. Einem zarten Gewissen konnte nicht verborgen bleiben, daß die Besetzung der geistlichen Aemter durch den Kaiser, im Grunde genommen, auch Simonie war. Weber entsprach sie dem altkirchlichen Prinzip der freien Wahl noch fehlte ihr das simonistische *do ut des*: verließ ja doch der Kaiser die hohen Kirchendämter in der Erwartung, der Empfänger werde ihm finanzielle und Kriegsdienste leisten. Doch: *duo quum faciant idem, non est idem*; jene Dynasten, die in Italien und in Frankreich die Kirchendämter an den ersten schlechtesten Weißbietenenden verschachteten, waren charakterlose Wüßlinge und verwendeten den Kaufpreis auf ihre lippige Haus- und Hofhaltung; die Deutschen Kaiser hingegen, vom heiligsten Streben erfüllte Männer, suchten für die bischöflichen Stühle die würdigsten Kandidaten heraus und nahmen die Gegenleistungen der Begnadigten lediglich fürs Reich in Anspruch. So kam es, daß die selbe Prognostik der Kirche dort zum Verderben, hier zum Heil gereichte und der Widerspruch zwischen Staatskirchentum und Kirchenreform geraume Zeit hindurch der Reformirenden verborgen blieb. Aber schon gleich der dritte Mann, den Heinrich III. auf den päpstlichen Stuhl erhob, sein Better, der bescheidene Bruno von Toul, empfand ihn. Als Bruno, erzählt man, der ewigen Stadt nah kam, da legte er auf seines Begleiters Hildebrand Geheiß die päpstlichen Insignien ab und hielt im Büßergewand seinen Einzug, um so seine Ueberzeugung darzuthun, daß nicht schon die kaiserliche Ernennung, sondern erst die Wahl einen rechtmäßigen Anspruch auf den Stuhl Petri verleihe. . . Nicht die geringste Einmischung in deutsche Kirchenangelegenheiten wollten die deutschen Prälaten dem Papst verstatten. Als sich Leo bekommen ließ, bei einer Feierlichkeit zu Worms 1052 einen Diaconen abzusetzen, der ihm in einer rituellen Sache den Gehorsam verweigerte, da nöthigte der Erzbischof von Mainz den Papst, sein Urtheil zurückzunehmen. Nur mit Hilfe des Kaisers konnte Leo hoffen, die deutsche Kirche zur Anerkennung seiner Jurisdiktion zu bewegen. Hinwiderum kam dem Kaiser zu Gut, was sich der vielreisende Leo in anderen Ländern an Autorität erwarb: überall, wohin sein Einfluß reichte, in Burgund, in Unteritalien, in Ungarn, mahnte er zum Gehorsam gegen den Kaiser.

Nach Leos Tode (1054) begab sich eine römische Deputation, zu deren Mitgliedern auch Hildebrand, damals schon *spiritus rector* der Kurie, gehörte, an den deutschen Hof. Durch den Mund ihrer Abgesandten bat den Kaiser, „wie Knechte ihren Herrn, wie Kinder ihren Vater, ihnen einen frommen, gütigen und sittenreinen Papst zu schicken.“ Und indem sie einen Namen nennen, treffen sie den innersten Herzenswunsch Heinrichs: sie erbitten sich Gebhardt von Eichstätt, den Oheim des Kaisers, seinen lieben Freund, einen Mann von so deutscher Gesinnung, daß ihm die deutschen Angelegenheiten näher am Herzen liegen als die Interessen des Papstthumes. In der Wahl Gebhardts, der sich Victor dem Zweiten nannte, vollendet sich die Vermählung des Imperiums mit dem Sacerdotium. Wohl hatte die Welt schon ein ähnliches Schauspiel gesehen, nämlich, als Otto III. mit seinem Freunde Gregor in Rom residierte. Aber diese Beiden waren schwärmerische Jünglinge gewesen und hatten von Wiederherstellung der altrömischen

Herrlichkeit geträumt; Heinrich und Victor hingegen, reise, nüchternere Männer, arbeiteten an der Befestigung des deutschen Staates. Durch den frühen Tod Heinrichs im Jahr 1056 wurden die Aussichten vernichtet, die deutsche Patrioten an diesen erfreulichen Bund knüpfen mochten. Sterbend empfiehlt Heinrich die Gemahlin-Reichsverweserin und seinen als Kaiser anerkannten Knaben der Obhut des anwesenden Papstes, der Reichsverweser wurde. Aber auch er starb, ehe er Gelegenheit hatte, zu zeigen, in welchem Geist er seine unerhörte Stellung auszufüllen gedachte. Als Symbol ist die kurze Reichsverweserschaft Victors hochbedeutend; in ihr drückt sich die Weltlage aus: der Kaiser hat den Papst zum zweiten Haupt der Christenheit erhoben; nun, da der Kaiser stirbt, bleibt dieses zweite Haupt als einziges übrig. Aber nicht der deutsche Gebhardt soll dieser neuen Regierungsform den Inhalt geben: „in die Stelle, die der große Kaiser leer gelassen, rückt wie von selbst der Mönch Hilbrand ein“. (Wiesebrocht.) Ist es nun noch nothwendig, diesen Hilbrand für den ärgsten aller Mänfeschmeide zu halten, um die Erhebung des Papstthumes über das Kaisertum zu verstehen? Lebendig dadurch, daß unter den dargelegten Verhältnissen der persönliche Inhaber der Kaisergewalt vom Schauplatz abtrat, war der Herrschaftswchsel gegeben. Was die unglückfällige Persönlichkeit des kaiserlichen Jünglings dem durch die Natur der Dinge vorgezeichneten Lauf der Ereignisse an dramatischer Zuthat beigemischt hat, Das geht weniger den Historiker und den Politiker an als den Dichter. Die Scene, die das deutsche Nationalgefühl der späteren, den Ereignissen fernstehenden Geschlechter empört hat, ist nicht von hierarchischem Hochmuth zur Demüthigung der Deutschen herbeigeführt worden, sondern war die unvermeidliche Wirkung der Kriegslust, die Heinrich IV. eronnen hatte, um die seine Absetzung betreibenden und den päpstlichen Bann als Vorwand gebrauchenden deutschen Fürsten zu entwaffnen. Gregor, zur deutschen Fürsterversammlung nach Tribur geladen, gerieth durch die Ankunft des Königs in die äußerste Verlegenheit und sträubte sich, ihn zu empfangen und so die mit den deutschen Fürsten getroffene Verabredung zu brechen. Heinrich erzwang durch Provocation des Mitleids mit dem frierenden Bisher die Kossprechung und hat, dadurch gekräftigt, dann später einen Gegenpapst eingesetzt und Gregor aus Rom verjagt, ist also in dem Kampf äußerlich Sieger geblieben. Das weiß heute jeder Gebildete. Nur einige sehr wichtige Umstände sind hier noch hervorzuheben, die in den landläufigen Darstellungen nicht die genügende Beachtung zu finden pflegen.

Von Haus aus war Hilbrand so wenig ein Gegner des Kaisers, daß er vielmehr als des dritten Heinrich Schüler angesehen werden muß. An dessen Hof hat er als junger Mann die Idee der Kirchenreform in sich aufgenommen; sie dann in Cluny, der kaiserlichen Gedankenwerkstätte, vollends ausgebildet. Wie er mit der Wahl Victors den Sinn des Kaisers traf, ist erwähnt worden. Auch nachher hat er noch einmal die Kaiserin um einen Papst. Ihm war eben vor Allem darum zu thun, mit Hilfe des deutschen Hofes das Papstthum von dem entsetzlichen Einfluß der römischen Adelparteien zu erlösen. Daß die Krönung des Werkes in der Befreiung des Papstes auch vom deutschen Einfluß, in der Unabhängigkeit Roms vom Kaiser zu bestehen habe: Das konnte freilich seinem klaren Geist nicht verborgen bleiben; und so ließ er denn auf der römischen Synode des Jahres 1059 unter Nikolaus dem Zweiten die Wahlkörperchaft der Kardinäle einsetzen. Persönliche Abneigung gegen Heinrich den Vierten oder der Wunsch, das

Kaiserthum zu demüthigen und zu schädigen, lag Hildebrand auch später noch fern; das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst würde nicht gestört worden sein, wenn Heinrich in die Stellung des Zweiten, die ihm zugefallen war, sich gutwillig gefügt hätte; aber dazu, meint Wieselbrecht, war er doch zu sehr der Sohn seines Vaters. Daß aber nach allgemeiner Anerkennung des römischen Bischofs als Hauptes der Christenheit und bei dem hohen Begriff, den die asketischen Mönche Clunys von der geistlichen Würde hatten, der Papst hinfort seinen Herrn über sich duldete und alle weltlichen Nachhaber, den Kaiser nicht ausgeschlossen, tief unter sich sehen mußte, ergab sich als natürliche Konsequenz: unter dem Eindruck der tatsächlichen Machtverhältnisse mußte die Konsequenzmacherei der logisch geschulten geistlichen Gelehrten jener Zeit das hierarchische System ausbilden und vollenden.

Ferner ist zu beachten, daß der Kampf der Reformpartei gegen Priesterzucht und Simonie einer gewaltigen volksthümlichen Strömung entsprach. Wie alle echten Mönche, war Hildebrand für seine Person Demokrat (und darum auch, nebenbei bemerkt, ein spezieller Freund der damals noch demokratischen Republik Venedig). Die Weltgeistlichen hingegen gerieten, je mehr sie große Herren wurden, desto leichter in einen Gegensatz zum Volk. Schon als Stadttyrannen saßen sich die Bischöfe in beständige Kämpfe mit den Bürgern verwickelt. Und nun der schreiende Widerspruch zwischen ihrer weltlichen Pracht und ihrem apostolischen Beruf! Nicht der goldstrogende Bischof auf prächtig geschirrtem Streitroß war das Priesterideal des gedrückten Bauern, des Kleinbürgers, sondern der barsüßige Mönch, der in freiwilliger Entsagung das Los der Armen theilte. Ein solcher Mönch wurde leicht der Abgott des gemeinen Mannes, und sobald dieses Mönchtum in der Person eines Leo des Neunten, eines Gregor des Siebenten den päpstlichen Stuhl bestieg, hatte es für diesen die Massen gewonnen. In Mailand, dessen Weltklerus sich durch Ueppigkeit und Uebermuth hervorthat, entstand die *Pataria*, das „Lumpengesindel“, ein Bund der Mönche und der Volksmassen gegen die Weltgeistlichkeit und gegen den mit ihr verwickelten und verschwägerten Feudal- und Stadtabel. Was sich den Dekreten der Reformpäpste gegen Priesterzucht und Klementkauf nicht fügte, wurde einfach verjagt oder todtgeschlagen. „Schon Benedikt VIII. und Leo IX. hatten den Kampf gegen die mailänder Geistlichkeit und die lombardischen Bischöfe begonnen, aber sich selbst von dessen Erfolglosigkeit überzeugt. Denn neben der geistlichen Macht stand eine bedeutende politische diesen Bischöfen zu Gebot. Noch waren überall die Städte von ihnen abhängig, obwohl sie schon den Kapitanen, den Balvasoren und den freien Bürgern, die meistens dem reichen Handelsstand angehörten, einen Antheil am Stadtregiment hatten einräumen müssen. Vor Allen war der hohe Adel der Kaplane und der ritterliche Stand der Balvasoren tief in das Interesse der Geistlichkeit verwickelt: sie hatten die großen Kirchengüter zu Lehen und heiratheten am Liebsten aus den Familien des reichen Klerus, der sich wiederum gern aus ihnen ergänzte. Der Kampf gegen die lombardische Geistlichkeit war deshalb zugleich ein Kampf gegen den südlichen Adel; es handelte sich dabei kaum weniger um politische als um kirchliche Interessen. Die revolutionäre Partei, die diesen Kampf unternahm und endlich mit Erfolg durchführte, hat eben so sehr die bürgerliche Freiheit der Lombarden begründet, wie sie zugleich deren Bischöfe Rom unterwarf und die Selbständigkeit der Lokal- und Landeskirchen vernichtete. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom zum Siege ge-

langen.“ Und während sich dem Papst in Lombardien, hier und da auch in Deuththum das niedere Volk als Armee zur Verfügung stellte, gewann er durch eine Verfestung von Umständen, die hier nicht dargestellt werden kann (mönchlicher Einfluß spielte dabei eine Hauptrolle) in dem das Reich umgebenden Kranz kleinerer Staaten Herzöge, Grafen und Ritter für seinen Dienst, besonders in Frankreich, dessen unternehmende Ritterschaft, hauptsächlich die von normannischem Blut, in Nord und Süd Eroberungen machte.

Endlich aber: wie sehr wurde in Deuththum der Umschwung erleichtert durch den Fehler der Ottonen und Heinriche, daß sie das Reich auf zwei Augen stellten! Gebrauh es dem jeweiligen Träger der Kaiserkrone an persönlicher Tüchtigkeit, war er gar ein Kind, so zerfiel das Reich. Das gewaltige Werk Karls des Großen, die Kapitularien, wieder zu erwecken und zeitgemäß zu einer Reichsverfassung umzugestalten: daran dachten jene sonst so vortreflichen Könige nicht. In richtiger Beurtheilung der Lage hatte den dritten Heinrich sein Lehrer Wibpo ermahnt, die Kaiserrechte zu verzeichnen; auch möge er die deutschen Herren nöthigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, damit sie ein geschriebenes Recht anwenden lernten, wie die Italiener. Dazu kam Heinrich nicht; und gerade das Gegentheil geschah. Seit vom Hof keine Anregung zu wissenschaftlichen Bestrebungen ausging, regte sich die germanische Abneigung gegen das Schreib- und Bücherwesen wieder urkräftig. Bald unterschieden sich die deutschen Herren von den italienischen und französischen dadurch, daß sie nicht lesen und schreiben konnten. Die großen Dichter der Hohenstaufenzeit waren zum Theil Analphabeten und mußten ihre Dichtungen diktiren. Aus dieser Vernachlässigung des geschriebenen Wortes, aus der um sich greifenden Kleinherzhaft der mündlichen Tradition erklärt sich der wunderbare Witzschritt, der dadurch charakterisirt wird, daß Walthar von der Vogelweibe den „gouvernäre Werbrechte“ (Papst Silvester den Zweiten) mit Silvester dem Ersten, dem Zeitgenossen Konstantins, verwechselt und ihn beschuldigt, durch seine Zauberkräfte die konstantinische Schenkung erwirkt zu haben, während zweihundert Jahre früher jenes Werberts Schüler Otto III. die wirkliche Geschichte des Papstthumes und des Kaiserthumes genau gekannt hatte. Wenn die damalige innige Verschmelzung des Weltlichen mit dem Geistlichen die deutschen Könige zu Pfaffenknechten gemacht hätte, so würde dieses Schicksal am Reichen den eben genannten König getroffen haben; ist doch kein anderer so ausschließlich von Geistlichen und von frommen Frauen erzogen worden. Nun hat er aber nicht bloß, ein Jüngling noch, über den Päpstlichen Stuhl mehr als einmal ganz selbstherrlich verfügt, sondern auch die Annahmen der Päpste kritisch beleuchtet und scharf verurtheilt. In einer Urkunde schenkte er dem Papst Silvester acht Grafschaften in der Romagna. „Er tabelt in dieser Urkunde zuerst mit den härtesten Worten die Sorglosigkeit und die Unwissenheit der früheren Päpste, die fast das ganze alte Besizthum des Stuhles Petri verschleubert hätten. Dann aber, heißt es, hätten die Päpste, um sich zu entschuldigen, fremdes Gut und namentlich Reichthum an sich zu reißen und ihren Raub durch lügenhafte Erbsichtungen zu verthüllen gesucht; so sei die angebliche Schenkungsurkunde Konstantins, die ein römischer Diakon namens Johannes angefertigt habe, entstanden, so eine andere von Karl dem Kahlen; auf diese untergeschobenen Urkunden lege er, der Kaiser, durchaus kein Gewicht, sondern einzig und allein aus freiem Antrieb schenke er, was ihm selbst und nicht dem Heiligen

Petrus angehöre, und zwar zunächst als dankbarer Schüler seinem Lehrer, den er selbst zum Papst eingesetzt habe, auf daß Dieser Etwas habe, das er im Namen seines Schülers dem Heiligen Petrus darbringen könne.“ Bei solcher Klarheit der Erkenntniß, bei solcher Unabhängigkeit der Gesinnung hatten die Deutschen von der Hierarchie, von Rom wahrlich nichts zu fürchten. Die entscheidende Entwicklungskrise, der Eintritt der Deutschen aus der Barbarei in die Civilisation unter Karl dem Großen und den Ottonen, erfolgte, ohne daß sie ein Quentchen von ihrer geistigen oder politischen Selbständigkeit eingebüßt hätten; im Gegentheil hatten sie dadurch die Führung Europas und die Herrschaft über das Papstthum gewonnen. In inneren Wirren, wie unter Konrad dem Ersten, ließ man sich den Rath und den Beistand eines päpstlichen Legaten gefallen. Aber so lange und so oft sich die Deutschen selbst zu helfen wußten, kümmerten sie sich nicht um Rom. Dieses kam für sie nur in Betracht als Grab der Apostelfürsten, zu dem die Andacht ihrer kindlich frommen Gemüther sie hinzog. Den dortigen Bischof ehrten sie als den Hüter dieses Grabes und als den einzigen „Apostolicus“ des Abendlandes, doch ohne ihm mehr und größere Jurisdiktionsrechte zuzugestehen, als ihr eigenes Interesse in jedem Augenblick gerade forderte. Die zu Rheims am siebzehnten Juli 991 versammelten westfränkischen Bischöfe sagten gerade heraus, daß das der Liebe lebige Papstthum nur noch der Antichrist, nachdem es aber überdies auch die Wissenschaft verloren habe, nichts weiter sei als ein totes Götzenbild. In Vorhingen und Deutschland, rüßten sie, lebten der trefflichen Bischöfe genug; man thue besser, sich in Streitsagen an sie, statt nach Rom, zu wenden. So weit die Wissenschaft in Betracht kam, galt vom zwölften Jahrhundert an dieses Lob leider für die rheinischen Deutschen nicht mehr und auch die Sittlichkeit des deutschen Klerus sank allmählich von ihrer hohen Stufe herab. Schon bald nach des dritten Heinrich Tod riß der gemeinste Amterschacher ein, der natürlich nicht die besten Männer in die höheren Stelle brachte, so daß auch diesem deutschen Klerus gegenüber die päpstlichen Dekrete gegen die Simonie der inneren Berechtigung nicht entbehrten.

Die Canossaszene war nicht etwa der kritische Moment, sondern nur das Symbol der großen Wendung; leitete sie doch Gregors Niederlage ein. „Der Kaiser hatte erreicht, was sich durch Krieg und Politik erreichen läßt: fragen wir aber, ob er nun auch den Sieg davontrug, so müssen wir Das verneinen. Denn nicht immer auf den Schlachtfeldern werden die Siege entschieden. Die Ideen, die Gregor versucht, waren mit den mächtigsten Trieben der universalen Entwicklung verbündet; während er aus Rom flüchtete, nahmen sie die Welt ein. Schon sein zweiter Nachfolger, zehn Jahre nach seinem Tode, vermochte, worauf zuletzt Alles ankam, die Initiative in den allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes zu ergreifen: eine der größten Weltbewegungen, die Unternehmung der Kreuzzüge, wußte er hervorzurufen; ganz von selbst erschien er dann als das Oberhaupt des germanisch-romanischen, priesterlich-kriegerischen Gemeinwesens im Abendlande; der Kaiser hatte nichts dagegen einzulassen.“ (Marx.) „Was odzu waro von zeiden von ihren romantischen Dichtern die ganze Vergangenheit in eine phantastische Märchenwelt aufgelöst, — zu der selben Zeit, wo die von den Kaiser disciplinirte in stiller, stetiger Arbeit ihr kanonisches Recht schuf.“

Reiße.

Karl Gent

Max Ulrich & Co.,Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.**Bergwerksunternehmungen.****MURATTI**

Wollen Sie durch die Lüfte fliegen, oder unter den Menschen wandeln, Sie benötigen gut sitzendes Schuhwerk. Die Passform des Salamander-Stiefels ist als vorzüglich anerkannt. — Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H.



Einheitspreis . . . M. 12.50 Berlin W. 8, Friedrichstr. 182
Luxus-Ausführung M. 16.50 Stuttgart — Wien I — Zürich

Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben.

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken-
Drogerien.

Schultheiss-Bier

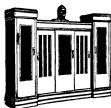
*verdankt sein Renommee
seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.*

Moderne Erdmannsdorfer Möbel

für Büro und Herrenzimmer

Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

**BEER & HAROSKE**

G. m. b. H.

BERLIN C37, nur Hausvogteiplatz 12

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Gebn.
Herrnfeld
Theater

Frau Elkam's Friseur

hierzu

Meine-Deine Tochter

Beide Komödien mit den Autoren Anton und
Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Kleines Theater.

Freitag, den 13., Sonnabend, den 14., Sonntag,
den 15., Montag, den 16., Dienstag, d. 17./18. 8 U.

Moral.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Schenswert.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neugebauten
Jägerstr. 63a „Moulin rouge“

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

NPG Photo-Papiere u. Films

werden von ersten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke



auf der ganzen Welt

Das Bild. Monatsschrift für photo-
graphische Bildkunst.

Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.60.

Probehefte kostenlos

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

Literarische Anzeigen.

Bismarck in der Literatur.

Ein bibliographischer Versuch von Arthur Singer. Mit Reproduktion der Titelseiten einiger seltenen Bismarckiana. Anhang: Das Geschlecht von Bismarck in der Literatur, Autoren- und Sachregister. Broschürt M. 10.—, in Leinen gebd. M. 12.—, im Leder gebunden, vom Autor signiert M. 50.—.

— Ermöglicht die Zusammenstellung der Bismarck-Literatur über alle aktuellen politischen Fragen und bietet so ein förmliches Bild der politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte. **Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.**

Schriftstellern

bietet rühriger Verlag mit aufstrebender Tendenz, Publikationsmöglichkeit. Anfragen mit Rückporto unter L. E. 4166, an Rudolf Mosse, Leipzig.

*Johnniffe
und Loge*

erörtert Dr. A. Daiber in dem Buche „Elf Jahre Freimaurer“, 82 S. Gegen Einsendung von M 1.10 franko von Ströcker & Schröder, Stuttgart-B. 24.

Journalisten - Hochschule

Berlin W 35.

Beginn des Winter-Semesters 16. Oktober
Prospekte gratis. **Das Sekretariat.**

Gegen den Krieg

Der Zug Roschdestvenskis gegen Japan künstlerisch dargestellt



A. H. v. KOHL. Im
Palast der Mikroben
3 Bde. M. 10.50, geb. 12.75
In allen Buchhandlungen

Haupt & Hammon, Leipzig.

: Autoren :

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigenen Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub. Z. J. 88, bei Haasensteins & Vogler A.-G., Leipzig.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.
Moderne Verlagsbureau (Curt Wigand).

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.

**Die Hauptströmungen
der Literatur d. 19. Jahrhunderts.**

Von **Georg Brandes.**

6 Bde. 9. Aufl. 05. 25 M. Leinwbd. 30 M.
Dasselbe: Wohlf. Ausg. 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde.
Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage. 589 Seiten
10 M. Leinwbd. 11.50 M.

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
sittengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Achsenbergstr. 151.

Seltenes Erotikum

Marquis de Sade, Justine und Juliette. Deutsch
übersetzt. 4 Bde. mit den 103 Abbildungen.
Gebunden, tadelloso neu. Statt M. 125.— für
M. 75.— verkäuflich. Versendung nur gegen
Nachnahme des Betrages. Gefällige Zuschriften
unter R. Z. an die Anzeigenverwaltung der
„Zukunft“, Berlin SW 68.

Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

von Carl Jentsch.

VIII und 736 Seiten 8°. Preis broschiert 10 Mk.

Verlag von E. Haberland in Leipzig. 1909.

Dr. Freiherr v. Flöckner in der „Neuen Revue“: „Die tiefgründige Frage, ob der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben kann, erörtert Carl Jentsch in meisterhafter Weise. Es ist ein Standardwerk, das uns Deutschen lange gefehlt hat und das für jede Hausbibliothek angeschafft werden sollte.“

Dr. Albrecht Wirth im „Tag“: „Eine neue Kulturgeschichte! Nicht weniger ist nämlich das grosse Werk, das jüngst Carl Jentsch den Deutschen geschenkt hat. Ein Werk von grossem Wurf und seltener Freiheit.“

Professor Dr. Johannes Reinke beklagt im „Türmer“, dass berühmte Geschichtswerke über den Einfluss des Christentums auf die Kulturentwicklung keine Auskunft geben, und führt fort: „Diesem Mangel wird abgeholfen durch das höchst interessante Buch von Carl Jentsch, das in der Bibliothek jedes Gebildeten fehlen sollte. Trotz rücksichtsloser Geisselung ihrer Fehler und Irrtümer zeigt sich Jentsch doch von Achtung, ja von Liebe zu seiner Kirche erfüllt. Wenn es einerseits für uns Protestanten lehrreich ist, die Zustände unserer Konfession durch einen freisinnigen Katholiken beleuchtet zu sehen, so werden vermutlich alle protestantischen Leser mir zustimmen, das Jentsch dem Protestantismus nicht ganz gerecht wird. Damit soll aber der grössten Anerkennung für das verdienstvolle Buch kein Abbruch geschehen, und gerade protestantischen Lesern sei es warm empfohlen.“

Geschäftliche Mitteilungen.

Kaiser-Hotel. — Kaiser-Keller.

In der City Berlins, inmitten des rastlos pulsierenden Berliner Geschäfts- und Weltstadtverkehrs, in der Friedrichstr. 178/79 den ganzen Häuserblock von der Taubenstrasse bis zur Jägerstrasse umfassend, liegen, gleichsam eine Oase, eine Ruhestation bildend, die der Erholung gewidmeten grossen Unternehmungen der **Kaiser-Keller Aktiengesellschaft**. Oceanische Gesellschaft hat hier ein in jeder Hinsicht grossartiges Unternehmen geschaffen und seine Aufgabe, dem reisenden Publikum sowohl wie der Berliner vornehmen und gut bürgerlichen Welt einen angenehmen und behaglichen Aufenthalt zu bieten, in vorzüglichster Weise gelöst.

Das mit gediegener Eleganz ausgestattete **Kaiser-Hotel** enthält ca. 200, mit allem modernen Komfort und den neuesten Errungenschaften der Hotelltechnik eingerichtete Fremdenzimmer. Centralheizung, elektrisches Licht ist in allen Räumen vorhanden, Lift, Telefon, Badeeinrichtungen stehen ebenfalls zur Verfügung des Hotelgastes. Die schon eingangs erwähnte günstige Lage wird noch durch die nach allen Richtungen gebotenen vorzüglichen Verkehrsverbindungen erhöht. — Trotz der geschätzten Vorzüge sind die Preise dieses renommirten Hauses mässig zu nennen.

Unter der gleichen Direktion steht das sich ebenfalls des vorzüglichsten Renommées erfreuende Restaurant **Kaiser-Keller**. Die Reichshauptstadt ist gewiss nicht arm an erstklassigen Sälen der Gastronomie, doch der Kaiser-Keller bildet eine Perle in diesem Kranz. — Wer noch nicht Gelegenheit hatte, dieses Weltstadt-Unternehmen im Augenschein zu nehmen, veräume nicht, dies bei seinem nächsten Aufenthalte in Berlin zu tun. — In den einzelnen, nach historischen Originalen benannten und dementsprechend ausgestatteten Sälen, der Remter, Apostelkeller, Hubertussaal, Roskeller, Hohenzollernsaal, Ratsstube, Schifferstube, Weisses Saal, kommt nicht nur der Gourmet in den dargebotenen exquisiten Leistungen von Küche und Keller auf seine Rechnung, sondern auch der Kenner und Bewunderer silgerechter Innenkunst ist von dem Aufenthalt entzückt.

Das die Parterre-Räumlichkeiten einnehmende „**Kaiser-Café**“ ist bei Fremden und Berliner Publikum gleich beliebt und bevorzugt. Es ist im Charakter eines vornehmen Wiener Cafés gehalten. Kaskadepartig rollt sich hier das Leben und Treiben des Verkehrs der Friedrichstrasse vor den Augen des Beschauers ab. Das sich anschliessende **Kaiser-Buffer**, ein entzückender Erfrischungsraum im amerikanischen Genre, erfreut sich ebenfalls des lebhaftesten Zuspruchs. — An der Ecke der Jägerstrasse befindet sich der bestbekannte **Weißenstephan-Bräu** und Pilsner Urquell verzapft wird und last not least, schon in der Jägerstrasse die **Künstler-Klause Carl Stallmann**, in der häufig in späten Abend- und frühen Morgenstunden die Künstler Berlins und was damit in Beziehung steht, sich ein Rendezvous geben.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

nach wie vor

Zehlendorf bei Berlin (Wanneseebahn)

(Heilmethode Dr. Lahmann)

2 Aerzte. Leitender Arzt: Dr. Hergens.

Prospekte durch die Verwaltung.

Schockethal bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr ges. nat. Lage. Zeitig. Fröhling, mäßig. Sommeresp. Prospekt gratis. Tel. 151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Dr. Möller's Sanatorium

Brookstr. Dresden-Loschwitz. Prospekt gratis. Diätet. Kuren nach Schroth.

Harzburger Junghorn!

Gr. Luftpark mit Luthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. Anerkannt vorzügl. Verpf. Ia. Ref. b. I, d. höchst. Kreisen. G. Hanneke in Sophienhöhe, 2 km von Bad Harzburg.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt Dr. Loebell.

Bilz' Sanatorium

Dresden-Radebeul



3 Ärzte

Gute Heilerfolge. Prospekte frei.

Bad

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt Krodas heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schlucht: — Genesung! —

Jl. Führer, Wohnungsbuch mit allen Preisen, Broschüre frei durch

Herzogl. Badekommissariat Kurzeit 15. Mai bis 15. Oktbr.

Harzburg.

Westerland

25000 Besucher •

Sylt

Familienbad

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag, Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. Prospekte kostenlos durch die Bade-direktion Westerland u. durch alle Reisebureaus u. Eisenbahnauskunftstellen.

Nordseebäder —
Amrum
 unter einheitlicher Leitung:
Kurhaus
Strandhotel
Centralhotel
 in Wirtsdün:
Kurhotel Satteldüne
 Grossbetrieb
 somit für die Kurgäste
 grösste Vorzüge.
Auskunft:
Verkehrsverein Amrum.

NORDSEEBAD
Borkum
 genannt: „Die grüne Insel“
 1908: 25 665 Besucher
 Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozonreiche Seeluft. **Herren-, Damen- u. Familienbadestrand. Licht- und Luftbad.** Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch das **Bade-Direktion** und bei **Haasensteins & Vogler A.-G.**

Kühler's Strandhotel. I. Haus am Platze. Man verlange Prospekt.

Städtisches Friedrichs-Polytechnikum
Göthen (Anhalt)
 Programm durch das Sekretariat.

Jeder deutsche Arzt

wird bestätigen, dass Gicht, Arterienverkalkung, Magen- und Darmleiden, Verstopfung, Leber- und Nierenleiden zuverlässig durch die Trinkkur mit der isotonischen Virchow-Quelle geheilt werden. Ärztliche Gutachten gratis und franko durch Versand-Kontor Eltville Z. 30 Flaschen M. 18. — frachtfrei, Nachnahme.

Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste erschien im unterzeichneten Verlage.

Innere Heilkunst

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteinleidende, bei Hämorrhoiden, inneren und äußeren Geschwülsten, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis u. franko durch **Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.**

Grand Hotel de Rome

Eröffnet 1909

Leipzig.

Bes. Adolf Schlinko

Haus allerersten Ranges

Warm u. Kalt Wasser in allen Schlafzimmern. — Appartements u. Einzelzimmer mit Bad.

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 G.
Nähe Friedrichstr. Tel.: 13571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte über Vorleben, Lebensweise, Rel.
Charakter, Vermög., Einkomm.,
Gesundheit etc. von Personen an
all. Plätz. d. Erde. DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKUNFTE
EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Mampes Gute Stube
gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse.
Vornehmste Lifer-Stube der Reichshauptstadt.
Extrajene Vitare und Brühwürst-Weine.



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

Zwei führende Hotels der Gegenwart

BERLIN

Hotel Der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 10 Mark an



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a.G. (Alte Stuttgarter)

— Gegründet 1834. —

Versich.-Bestand
M. 860 Millionen.

Seither erzielte Überschüsse
M. 167 Millionen.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Prämienbefreiung.

Hohe Verzinsung

bei absolut sicherer
Capitalanlage erzielt man durch Kauf
einer Rente bei der seit 1852 bestehend-
den Allgemeinen Renten-Capital- und
Lebensversicherungsbank

Teutonia in Leipzig

Vermögen Ende 19 8: 100 Millionen Mk.
Die lebenslängliche Jahresrente beträgt
z. B. für einen 55-jährigen Herrn 10,95%
für einen 75-jähr. 16,45%, der Einlag-
Nest! Sofort beginnende Renten
mit Capitalrückgewähr im Todes-
fall! Prospekte kostenfrei.

Eheschliessungen England

Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1876.

Kapitalanlage
über 60 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit-
u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.

Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand:
770 000 Versicherungen.
— Prospekte kostenfrei.

Vertreter überall gesucht.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ^{den Be-} erweitert die Brust!
beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren und Knaben gleichzeitig Ersatz für Rosenhügel.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Massing:
bruststark, mässig stramm, dicht unter den Armen
gemessen. — Für Damen ausserdem Taillenweite.
Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 94.



OPEL

Rüsselsheim ^aM
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

„Ferabin“-Handlampen mit Trockenbatterien

D. R. P.
und D. R. G. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden

ununterbrochen

H. Prüfungsschein
des Physikal.
Staatslaboratori-
ums in Hamburg.

Prospekt franko!

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE

von einfacher, aber
solider Arbeit bis zur hoch-
feinsten Ausführung sowie
sämtliche Bedarfs-Artikel zu
enorm billigen Preisen. Appa-
rate von M. 4.— bis M. 500.—.
Illustr. Preisliste 5 kostenlos.

Chr. Tauber, Wiesbaden Z



Gegen
Monatsraten
Uhren aller Art, Gold-,
Silber-, Alfenide- und Kupferwaren,
Gramophone, Musikten, optische Ar-
tikel, feine Lederwaren, Koffer etc.
Neues Preisbuch gratis und franko.
Grau & Co., Leipzig 231
Vertragsfirma der meisten Be-
amten-Vereine.
Auf alle Uhren 2 Jahre
Garantie.



**Herz-
Stiefel**
mit dem Herz
auf der Sohle

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Anreizung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pösch
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Am 17. 8/13

Siedrung & Belgard

Am 17. 8/13

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.
Salon eleganter Pariser Toiletten



KALASIRIS

Korsett-Ersatz für Gesunde! Leibbinde für Kranke!

Epochemachende Neuheit!

Patentiert in allen Kultur-Staaten.

Idealster, alle hygienischen Anforderungen erfüllender Korsett-Ersatz.
Macht hochelegante, der neuesten Mode entsprechende, schlanke Figur,
ohne Einschnürung in der Taille; beseitigt Fetthals und starke Hüften.

Man verlange kostenlos illustrierte Broschüre und Auskunft von

Kalasiris G. m. b. H., Bonn am Rhein.

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal.

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Sehenswürdigkeit der Residenz.

Kaufhaus grössten Stils == Vornehme
Erfrischungsräume == Elegante Frisier-
salons für Damen- u. Herren == Jeden
Nachmittag grosses Promenaden-Konzert.

Grösste Auswahl aller Arten
Waren. Sehenswerte Lebens-
mittel-, Fisch- u. Fleisch-Hallen

:: :: Spezial-Abteilung: :: ::
Möbel- und Teppiche. Woh-
nungs-Einrichtungen, Klaviere,
:: :: Flügel, Harmoniums. :: ::

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinfeld, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

GRAEGER SECT

CARL GRAEGER HOCHHEIM a.M.



NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Spermin Prof. Dr. POEHL

SPERMINUM-POEHL

und verlange solches nur in Originalpackung des Organotherapeutischen Instituts von **Professor Dr. v. Poehl & Söhne**. Alle in der Literatur angegebenen Beobachtungen hervorragender Professoren und Aerzte über die heilkräftige Wirkung des **Sperminum-Poehl** bei: Neurasthenie, Marasmus senilis, bei Uebermüdungen und schweren Erkrankungen, wie Bleichsucht (Anämia), Rachitis, Podagra, chron. Rheumatismus, Tuberkulose, Typhus, Herzerkrankungen (Myocarditis, Fethherz), Hysterie, Rückenmarkleiden, frühzeitige Schwäche, Paralyse etc. etc. beziehen sich ausschließlich nur auf das **Sperminum-Poehl**. Das **Sperminum-Poehl** ist in allen Apotheken und grösseren Drogenhandlungen erhältlich. — Preis pro Flakon resp. Schachtel à 4 Amp. resp. Schachtel à 4 Tuben Mk. 8.—. Eingehende Information und die Literatur über **Sperminum-Poehl** versendet auf Wunsch gratis die

des Organotherapeutischen Instituts
Abteilung Deutschland Prof. Dr. v. Poehl & Söhne, St. Petersburg, Berlin SW. 68 u.
 Die höchsten Auszeichnungen auf allen Weltausstellungen und die besten Urteile medizinischer Autoritäten.

Erbältlich in den Apotheken.

Präparate:

Essentia Spermini-Poehl pro uso intern.
Sperminum-Poehl pro injectione 2 pCl.
 sterilis. Lösung in Glasampullen eingeschmolzen.
Sperminum-Poehl sicc. pro clism.

Anwendungsweise: 3 mal täglich eine halbe Stunde vor dem Essen 30—45 Tropfen in alkalischem Wasser (Vichy). 1—2 Amp. täglich Reibklysmen, 1 bis 2 mal täglich einen Röhreninhalt in 100 Kubikzentimeter heissen Wassers.



D-Züge
Berlin-München
bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1½ Stunde) durch
das Schwarzwald
drahtet:

Huebner,
Schwarzburg

Restaurant Zoologischer Garten

Für die kommende Winter-Saison empfehlen wir unsere
Festsäle (für kleinere Gesellschaften von 30—40
Personen an, bis zu 1000 Personen fassend)
für Hochzeiten, Diners, Soirees, Kommerse etc.
:: :: Für Vereine günstige Arrangements :: ::

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Besondere Krankenabtl.

„KANZLER“

beste deutsche Schnell-Schreibmaschine

Trägerin der Meisterschaft von Deutschland

(errungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!

1 Grand Prix!

16 Anschläge pro Sekunde * 20 Durchschläge auf einmal * Garantierte Zeilengeradheit

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 40 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.

Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Modernste Schnellleuc-Cameras.
Bequemste Zellziehung
ohne jede Vergrößerung.
Binocles und Ferngläser.
Günstigste Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)

Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Sommernautenthalt.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

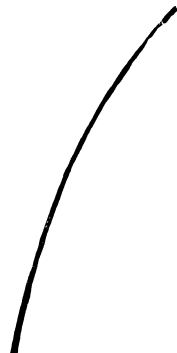
Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhan, Tal 22.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofsstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
Für Erholungs-suchende. Wintersport.

Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage.
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
Näheres die Administration in
Berlin SW., Möckernstrasse 116.

Insertaten-
„Die Zukunft“ durch
die Anzeigenverwaltung (A. Fred. W. Wierner), Berlin SW. 68, Kochstrasse 13 a, Fernspr. VI. 567
sowie durch schriftliche Anzeigen-Expeditionen.



Henkell Trocken

Für Inserate verantwortlich: Alfred Dehner, SW 68. Druck von G. Berruhn in Berlin.